Siedlungsschicht auf Grund der Funde festgestellt werden kann. Nachrichten antiker Schriftsteller sowie sprachliche Verhältnisse, auf die R. Much hinwies, werden jetzt durch die Funde ergänzt. — Nowotny glaubt in Darstellungen von Brakteaten der Schleswiger Gruppe, auf denen Jäger, Wolf, Rabe und Hirsch zu sehen sind, Bilder der Wilden Jagd erkennen zu können. Es handele sich um Darstellungen einer Hirschjagd, wie sie auch eine Gruppe von mittelalterlichen skandinavischen Schmiedearbeiten zeige. / **Rheinische Vorzeit in Wort und Bild.** Jahrgang 1, Heft 1, 1938. Diese neue vorzüglich ausgestattete Zeitschrift kann jedem Freunde der Rheinischen Vorgeschichte wärmstens empfohlen werden. Im ersten Heft berichtet Dr. Apffelstaedt über die Vor- und Frühgeschichtsforschung in der Rheinprovinz von 1933 bis 1937. Die Rheinprovinz hat in knapp 5 Jahren alle Vorsprünge anderer Provinzen und Länder, was die Einrichtungen von Instituten und Museen für Vorgeschichte betrifft, nicht nur aufgeholt, sondern Vorbildliches geschaffen. Aus dem außerordentlichen Reichtum dieses ersten Heftes erwähnen wir noch die Berichte von Oelmann über die Arbeit des Rheinischen Landesmuseums in Bonn, und von Massow's über das Rheinische Landesmuseum zu Trier. H. Hofer schreibt über die Altsteinzeit in den Rheinlanden, W. Dehn über rheinische Ringwälle. W. Kimmig unterrichtet über die Urnenfelder am Rhein, H. von Petrikovits über einheimische Religion, H. Koethe über einheimische Kultur im Rheinland der Römerzeit. – **Rasse,** 5. Jahrgang, Heft 6, 1938. Richard von Hoff, **Seelisches Erbgut der Nordischen Rasse.** Die indogermanische Namensforschung vermag wichtige Aufschlüsse in rassenseelenkundlicher Hinsicht zu geben. Die Personennamen gehören zum ältesten Sprachgut, sie sind Wunschnamen, in denen sich die Weltanschauung ihrer Träger spiegelt. Von Hoff zieht eine große Anzahl von Arbeiten über die indogermanische Namengebung heran und zeigt die durchgehende Übereinstimmung der Namengebung bei den verschiedenen Indogermanenvölkern auf. Damit ist ein Thema angeschnitten, das eine ausführliche zusammenfassende Darstellung verdient. – **Deutscher Glaube,** Jahrgang 1938, Heft 5. Hans F. K. Günther, **Bäuerliche Glaubensvorstellung und bäuerliche Frömmigkeit.** In diesem Heft beginnt eine größere wichtige Arbeit von Günther zu erscheinen, deren Veröffentlichung sich durch mehrere Hefte hinziehen wird. Gestützt auf ein erstaunlich umfangreiches Schrifttum zeigt Günther die Eigenart der Bauernfrömmigkeit auf, als deren Grundgedanken er den Ordnungsgedanken aufzeigt. Dieser bäuerliche Ordnungsgedanke gehört mehr einer Diesseitsfrömmigkeit als einer Jenseitsfrömmigkeit an und steht also indogermanischer und germanischer Frömmigkeit näher als morgenländischer und christlicher Erlösungsfrömmigkeit. Er ist keineswegs dem Bauern erst in jüngerer Zeit anerzogen, sondern ist ihm ursprünglich und wesensmäßig eigen. Günther führt diesen Ordnungsgedanken zurück auf den indogermanischen Kosmosgedanken. / **Volk im Werden,** 6. Jahrgang, Heft 7, 1938. Wilhelm Spengler, **Germanische Selbstbesinnung.** Spengler berichtet über die Neuerscheinungen zur Germanenkunde. Er beginnt mit einem Referat über den wichtigen Vortrag von Otto Höfler über das germanische Kontinuitätsproblem, auf den wir in „Germanien" mehrfach hinwiesen. In seinem Bericht warnt Spengler vor der voreiligen Konstruktion eines Idealtypus, der als allein richtig hingestellt wird, und mahnt zur Einigkeit der innerdeutschen Germanenkunde und zur verständnisvollen Zusammenarbeit mit den Germanenforschern der außerdeutschen Länder germanischen Blutes. Zum Schluß entwirft er den Plan einer Sammlung aller Quellen zum Germanentum. – **Germanisch-Romanische Monatsschrift,** 26. Jahrgang, Heft 3/4, 1938. Franz Rolf Schröder, **Der Ursprung der Hamletsage.** Die Erforschung der germanischen Heldensage ist in den letzten Jahrzehnten in Gefahr gewesen, die mythischen und kultischen Hintergründe zu verkennen. Franz Rolf Schröder hat das Verdienst, auf diese in mehreren Arbeiten erneut hingewiesen zu haben. In seiner neuen Untersuchung beweist er den kultischen Ursprung der Hamletsage. Ihr liegt „der Glaube an den sterbenden und wiederauferstehenden Gott zugrunde, dessen bekanntester Vertreter innerhalb der germanischen Welt der Gott Balder ist". Die Hamletsage beruht auf der „Heroisierung" dieses Mythos und Kultus. Im Mittelpunkt dieses Kultes steht die heilige Hochzeit des Gottes mit der Erd- und Muttergöttin. Der Name Hamlet, altisländisch Amlodi (aml-Odi), bedeutet „faselnder Odi" und ist ursprünglich Name des Gottes Odr = Odin. Auf den reichen Inhalt des Aufsatzes können wir hier nicht weiter eingehen, möchten aber nachdrücklich auf ihn hinweisen, da er grundsätzliche Bedeutung hat.

O. Huth.

Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 September Heft 9

Die ewigen Stammesfeuer der Germanen und Indogermanen

Von Otto Huth

Nicht nur die Verehrung des heiligen Herdfeuers ist alt-indogermanisch gewesen[1], sondern auch — was bisher kaum beachtet wurde — der Kult des ewigen Stammesfeuers. Bezeugt sind diese ewigen Stammesfeuer außer bei den Italikern und Griechen am ausgeprägtesten bei den Iraniern. Mit Sicherheit erschließbar sind sie für das arische Altindien[2]. Weniger bekannt ist, daß sie sich außerdem bei Kelten und baltischen Indogermanen finden. Dafür einige Belege: Im Tempel der Göttin Sul-Minerva wurde ein ewiges Feuer unterhalten (C. Jul. Solinus 22, 10). Diese Minerva ist identisch mit Brigit, der Hauptgöttin der Iren. Der Kult der Brigit ging auf die heilige Brigitta über, zu deren Ehren ein heiliges Feuer von Nonnen bewacht wurde. Die Skythen verehrten nach Herodot (4, 59) „am meisten Hestia", d. h. die Göttin des Herdfeuers, die skythisch Tabiti genannt wurde. Nach Berichten arabischer Reisender aus dem 9. Jahrhundert sind die Slawen alle „Feueranbeter". Der Hauptgott der Elb- und Oderslawen ist Svarog, d. i. das Feuer, und wahrscheinlich wurde in seinen Tempeln in älterer Zeit ein ewiges Feuer unterhalten. Peter von Duisburg berichtet in seiner Chronik Preußens (3, 5), daß auf der altpreußischen Kultstätte Romove in Nadrauen ein Priester, Krive genannt, ein ewiges Feuer unterhielt. Mehrfach sind die ewigen Feuer bei alt-litauischen Stämmen belegt. Hieronymus von Prag berichtet (Aeneas Sylvius, De Europa Kap. 26), er sei in Litauen auf einen Stamm getroffen, „der das heilige Feuer verehrte, das er ewig nannte; daß es nicht erlösche, schafften die Priester des Tempels Stoff heran"[3]. Im Bericht einer Jesuitenmission von 1583 heißt es „dem Perkun unterhielt man in Wäldern ewiges Feuer, wie die Vestalinnen Roms es taten". Longinus erzählt in seiner Geschichte Polens (11, zum Jahre 1413): „Hauptheiligtum von Samogitien war ein heilig und ewig gehaltenes Feuer, das auf dem höchsten Berge an der Niewiasza von einem Priester

[1] Vgl. den Leitaufsatz im Augustheft 1938.
[2] Alfred Hillebrandt, Vedische Mythologie, I, 1927[2] S. 131 f. (Sacra Publica).
[3] Religionsgeschichtliches Lesebuch, 2. Auflage, Heft 3, S. 26.

unterhalten wurde. Der Turm, in dem es sich befand, wurde in Brand gesteckt, das Feuer zerstreut und ausgelöscht."

Wir finden also bei allen bedeutenderen indogermanischen Völkern die ewigen Stammesfeuer bezeugt. Es muß daher angenommen werden, daß *nicht nur die Verehrung des Herdfeuers des Hauses altindogermanisch ist, sondern ebenso auch der Kult des ewigen Stammesfeuers*. Daß diese Stammesfeuer auch den Germanen bekannt waren, ist mit größter Wahrscheinlichkeit dem Umstand zu entnehmen, daß sie bei allen jenen Indogermanen nachweisbar sind, die mit den Germanen in engerer Berührung und näherer verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Manche enge nachbarliche Beziehung verbindet die Germanen mit den baltischen Indogermanen, bei denen wir die ewigen Stammesfeuer so gut bezeugt finden. Besonders nahe verwandt sind die Germanen mit den Italikern, Kelten und Griechen. Es muß daher angenommen werden, daß der germanische Kult des Stammesfeuers dieselbe Gestalt gehabt hat, die dieser Kult bei den zuletztgenannten besonders nah verwandten Indogermanenvölkern hatte. Wie das Herdfeuer in symbolischer Beziehung steht zum Leben des Hausherrn, so ist das Stammesfeuer sinnbildlich verbunden mit dem Leben des Königs, des Stammesherzogs. Beim Tode des Königs wurde das Stammesfeuer gelöscht, ebenso wie das Herdfeuer beim Tode des Hausherrn. Das ewige Stammesfeuer wurde ferner jährlich gelöscht und erneuert. Die jährliche Erneuerung des Herdfeuers kann, wie auch der Notfeuerbrauch zeigt, nicht so gedacht werden, daß bei jedem Hofe einzeln das neue Feuer mit dem Holzfeuerzeug hergestellt wurde, sondern die Erneuerung des Herdfeuers in den einzelnen Häusern setzt voraus die Erneuerung des großen Gemeinschaftsfeuers, des Stammes- oder Staatsfeuers. Wir sahen[1], daß das neue Feuer durch Zwillinge königlicher Abstammung erzeugt werden mußte; — von hier aus, nebenbei bemerkt, versteht man allein sowohl die Bedeutung des Doppelkönigtums bei indogermanischen Völkern wie den Dioskurenmythos — und fügen nun noch hinzu, daß das Stammesfeuer von jungfräulichen Priesterinnen, die zugleich die Seherinnen des Stammes waren, bewacht wurde.

Aus dem indogermanischen Altrom ist uns überliefert, daß das ewige Staatsfeuer von Vestalinnen, d. h. jungfräulichen Priesterinnen, die ein *weißes* Brautgewand trugen, bewacht wurde. Die altrömische Überlieferung läßt keinen Zweifel daran, daß diese Vestalinnen ursprünglich zugleich Ratgeberinnen des Königs und Seherinnen waren. Ihrer ganzen Stellung nach sind sie am ehesten mit den germanischen jungfräulichen Seherinnen zu vergleichen. Daß man aus dieser Ähnlichkeit der Stellung weitere Schlüsse ziehen darf, ergibt sich aus folgenden Umständen. Die Italiker sind mit den Germanen außerordentlich nahe verwandt[4]. Der altrömische Vestakult hat ferner eine Entsprechung bei den Griechen. Man hat daher diesen römisch-griechischen Vestakult einer gemeinsamen Vorzeit dieser beiden Völker zuschreiben wollen. Eine solche gemeinsame Vorzeit hat es aber nicht in dem Sinne, daß die Griechen und Italiker einmal ein einheitliches Volk waren, gegeben. Und in der älteren Zeit, in der möglicherweise diese beiden Völker schon einmal in nachbarlichen Beziehungen standen, nämlich in der Zeit vor ihrer Einwanderung nach Griechenland bzw. Italien werden sich keine größeren Änderungen ihrer Kulteinrichtungen vollzogen haben. Es ist auch zu bedenken, daß dieser römisch-griechische Vestakult eine weitere Entsprechung bei den Kelten im irischen Brigitkult hat. Es bleibt dann kaum ein Zweifel mehr, daß wir mit einem germanischen Vestakult rechnen müssen, d. h. mit der Einrichtung des ewigen Stammesfeuers, das von jungfräulichen Priesterinnen bewacht wird, bei den Germanen. Wie dieser Schluß auf Grund der vergleichenden Be-

[4] Verf. Janus S. 7; ders. Archiv f. Religionswissenschaft, 32, 1935, S. 193 f.; R. Much, Herkunft der Italiker, Hirtfestschrift 2, 1935; F. Altheim, Neue Felsbilder der Val Camonica, Wörter und Sachen NF. 1, 1938; W. Müller, Kreis und Kreuz, 1938, S. 7 ff.

trachtung sich an den germanischen Quellen bewährt, soll hier nur angedeutet werden[5]. Den bei den Südgermanen bezeugten Seherinnen entsprechen im nordgermanischen Mythos Menglöd und Brynhild. Die Burg der Menglöd oder Solbjarta liegt auf einem Berg und ist von Feuer umgeben[6]. Im Lied von Fjolswid heißt es von ihr: „Sie herrscht im Land, ihr gehören die Säle, die hier glänzen von goldenem Schmuck." Ihr „Saal", um den helle zauberische Lohe entzündet ist, heißt Lyr, d. i. der Glänzende. Der Berg, auf dem Menglöd wohnt, heißt Lyfja-Berg, d. i. Berg der Heilmittel. „Lange schon gewährt er Heilung Wunden und Kranken. Jede Frau wird gesund von gefährlichem Siechtum, die den hohen Hügel erklimmt." Neun Mädchen sitzen zu Menglöds Füßen in Eintracht gesellt: Hlif, d. h. die „Beschützerin", Hlifthrasa, Thjodwor, d. h. die Volksschützerin, Bjort, d. i. die Glänzende, Bleik, d. i. die Leuchtende, Blid, d. i. die Freundliche, Frid, d. i. die Schöne, Aurboda, d. i. die Siegfeuerspenderin[7] oder die Reichtumspenderin, Eir, d. i. die Leuchtende[8]. Die Namen passen gut zu vestalischen Priesterinnen; wir können Menglöd und ihre Mädchen als zu Göttinnen erhobene Vestalinnen betrachten. Der Tempelbau, in dem das heilige Feuer sich befindet, wird im Mythos zu dem von der Waberlohe umgebenen „Saal". Menglöd selbst hat man in Verbindung mit dem Mythos von Brisinga-mene gebracht, da ihr Name sie als die Halsschmuckfrohe bezeichnet. Es liegt nahe, in dem Brisingenschmuck ein Sinnbild des heiligen Feuers zu sehen. Der Mythos vom Raub des Brisinga-mene meint nicht sowohl den Raub des Sonnenfeuers — wie bisher meist im Anschluß an Müllenhoff angenommen wird[9] —, als vielmehr den des heiligen Kultfeuers (vgl. norw. brising, Feuer). Der finnische Mythos bietet die nächste Parallele; das Kalewala-Epos erzählt vom Raub des Feuers[10]. Des „Nordlands Wirtin" stiehlt das Feuer aus Kalewalas Stuben, wie in der nordgermanischen Sage Loki den kostbaren Goldschmuck. Das Gold ist bei allen Indogermanen Sinnbild des Feuers. Eine entferntere Parallele ist die indoarische Sage von Agnis Flucht[11]. In der Heldensage entspricht der Menglöd die Walkyre Brynhild. Brynhilds „Halle" wird in der Wölsungen-Geschichte[12] ähnlich beschrieben wie Menglöds „Saal", auch sie ist mit Gold geschmückt und steht auf einem Berg. Sie wird auch eine Burg mit goldenem Dach genannt, um die draußen ein Feuer brennt. An einer anderen Stelle wird beschrieben, wie Sigurd nach Hindarfjall, d. i. Berg der Hindin, wo Brynhild schläft, hinaufreitet: „Auf dem Berg sah er vor sich ein großes Licht, wie wenn ein Feuer brannte, und der Schein ging davon bis zum Himmel empor." Die erweckte Walkyre erteilt Sigurd „Rat zu hohen

[5] Zur weiteren Begründung verweise ich auf mein in Vorbereitung befindliches Buch „Vesta, Untersuchungen zum indogermanischen Feuerkult". — Ein ewiges Feuer einer größeren Gemeinschaft erwähnt die „Saga von den Leuten aus Kjalarnes" (W. Baetke, Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen, Frankf. a. M. 1937, Seite 6). Der Gode Thorgrim ließ in seinem Hof einen großen Tempel bauen, zu dem alle Männer Tempelzoll geben sollten. In der Mitte des Tempels stand ein Bild Thors und neben ihm die Bilder anderer Götter. Vor den Götterbildern stand ein Altar: „Darauf sollte ein Feuer brennen, das nie ausgehen sollte. Das nannte man das geweihte Feuer." Vgl. zu dieser Stelle Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, Band 2, B. 1937, Seite 116. Wenn man geneigt ist, diesem einzelnstehenden Zeugnis keinen Wert beizumessen, so dürften unsere Darlegungen vielleicht anregen, es erneut zu prüfen.

[6] Fjolswid-Lied 31 und 42. Die folgenden Angaben nach Gering, Die Edda, S. 131 ff. und Gering-Sijmons, Eddakommentar 1, Halle 1927, S. 411 ff.

[7] So kann übersetzt werden, wenn aur- als Nimbus aufgefaßt wird wie Völuspa 19 (vgl. zu dieser Stelle Gering-Sijmons, EK. 1, S. 23 f. und Verf. Lichterbaum, B. 1938, S. 49).

[8] Eir kann nicht als die „Schonende" verstanden werden; die Urbedeutung der Wurzel ist Glanz (ais-, siehe Walde, L. Wb.[2] s. v. aes und Weigand, D. Wb.[5], unter Ehre und ehern). Vgl. Grimm, DM.[4], 2, S. 746 (über „Frau Ehre").

[9] Vgl. Mogk in Hoops RL. 1, S. 314.

[10] Ausgabe Schiefner, Helf. 1852, S. 274 ff.

[11] Hardy, Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens, Münster 1893, S. 121 f. Über die Beziehung dieser Sage zur kultischen Erneuerung des heiligen Feuers am Jahresanfang vgl. Hillebrandt, a. a. O., Seite 94 f.

[12] Wölsungen-Sage, Thule 2, Band 21, Jena 1923, S. 81 f., 91, 94 f., 99.

Dingen". Ein andermal findet Sigurd Brynhild auf einem hohen Turm, wo sie an einem Teppich mit golden eingewebten Gestalten sitzt, auf den sie seine vollbrachten Taten stickt. Die Frauen suchen Brynhild auf, um sich von ihr Träume deuten und weissagen zu lassen. Auch der merkwürdige Zug der nordgermanischen Walkyren-Sage, daß sie einmal als sterbliche Königstöchter erscheinen, dann aber als göttliche Wesen, kann von den aufgezeigten kultischen Hintergründen aus besser verstanden werden.

Wir können also in den jungfräulichen Seherinnen vestalische Ratgeberinnen sehen. Die bei den antiken Schriftstellern mit Namen genannten einzelnen Seherinnen wie Aurinia, Weleda und Ganna können als „Obervestalinnen" aufgefaßt werden, d. h. es darf angenommen werden, daß sie Anführerinnen vestalischer Schwesternschaften waren, deren Aufgabe die Bewachung des ewigen Feuers war. In Altrom heißt die Obervestalin virgo Vestalis maxima oder virginum Vestalium vetustissima, d. h. Hauptvestalin bzw. älteste Vestalin. Diese hatte die Oberaufsicht über die übrigen und war die Angesehenste von allen.

Daß die Unterhaltung eines Staatsfeuers, das von jungfräulichen Priesterinnen bewacht wird, Anspruch darauf hat, als altindogermanische Kulteinrichtung zu gelten, ergibt sich daraus, daß wir sie auch bei den Kanariern finden. Die Ureinwohner der Kanarischen Inseln gehören der fälisch-nordischen Rasse an und sprechen eine dem Indogermanischen verwandte Berbersprache[13]. Die Kultur der Kanarier zeigte noch im 16. Jahrhundert durchaus jungsteinzeitliches Gepräge. Wir finden bei ihnen jungfräuliche Priesterinnen, die weiße Gewänder trugen und deren Aufgabe es war, das ewige Staatsfeuer zu hüten[14].

Die bisher zugänglichen Quellen zur kanarischen Religion boten keinen Beleg dafür, daß die kanarischen Priesterinnen, die Harimagadas heißen, das ewige Feuer zu bewachen hatten. Wie aus der genannten Anmerkung von Closs hervorgeht, hat Wölfel bei seinen Archivstudien nun den Beleg gefunden. Bevor ich von diesem Fund Kenntnis hatte, schrieb ich in „Germanien" (1937, S. 242): „Ich werde an anderem Ort zeigen, daß wir in den Harimagadas ‚Vestalinnen' zu sehen haben, d. h. Priesterinnen, die das heilige ewige Stammesfeuer bewachen." Dieser Nachweis, der auf Grund des Vergleichs mit indogermanischen Überlieferungen geführt werden sollte, ist jetzt überflüssig, da der urkundliche Beleg gefunden ist. Es sei noch bemerkt, daß Closs an der so bedeutsamen Frage nach der Stellung des latinischen Vestakultes in der indogermanischen Überlieferung ahnungslos vorbeigeht. Auf Seite 611 (Anm. 26) schreibt er: „Zum Unterschied von den Magadas der Kanarischen Inseln und von den Seherinnen der Bagandas haben die germanischen Prophetinnen keine Beziehungen zu einem Feuerkult." Hätte Closs die rassische Verwandtschaft der Kanarier und Indogermanen einerseits und die enge Zusammengehörigkeit der Germanen und Italiker andererseits beachtet, wäre er zu der Einsicht gekommen, daß zumindest die Frage gestellt werden muß, ob nicht auch die germanischen Seherinnen als „Vestalinnen" anzusehen sind. Wenn die Quellen zur germanischen Religion über eine Verbindung der germanischen Seherinnen mit dem Feuerkult zunächst nichts aussagen, so ist das noch kein sicherer Anhalt dafür, daß sie auch nicht vorhanden war. Die germanischen Quellen müssen durch die Überlieferungen der übrigen indogermanischen Völker ergänzt werden. —

Schließlich sei noch auf den Sinn des heidnischen Feuerkultes eingegangen. Die enge Verbindung von Sonnenverehrung und Feuerkult wurde bereits hervorgehoben. Es ist leicht einzusehen, daß die hervorragende Rolle der Feuerverehrung im Kult der Indogermanen sich aus dem Wesen des nordischen Menschen erklärt. Das Wesen des Feuers ist erdflüchtiges Lodern zum Äther empor; auf die Erde hinabgekommen sucht es die gött-

[13] Karl Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, Hamburg 1912, S. IX, 228 f.
[14] Vgl. A. Closs bei Koppers, Die Indogermanen- und Germanenfrage, 1936, S. 582, Anm. 67.



Herdfeuer in der Mitte der Deele eines Ammerländer Bauernhauses
Aufnahme: Mielert, Dortmund

liche Heimat, die nicht jenseits der Welt, aber in der leuchtenden Ferne sich findet. Fernetrunkenes Schweifen ist ein innerster Wesenszug des nordischen Menschen. Eng verknüpft damit ist sein Glanzrausch und seine Lichtliebe. Beides hat Ernst Moritz Arndt, der unübertroffene Schilderer schwedischen Volkstums, als Eigentümlichkeiten des germanischen Menschen erkannt[15]. Die Flamme mußte dem nordischen Menschen als ein Bruder seiner eigenen Seele erscheinen. „Feuer ist das Beste dem Volke der Menschen und die

[15] Vgl. E. M. Arndt, Nordische Volkskunde, Reclam, S. 61 ff.: Das schwedische Licht.

Gabe die Sonne zu sehen" sagt der nordische Dichter (Havamal 68, Übersetzung von Gering). Es kann auch nicht als Zufall gelten, daß deutsche Dichter immer wieder die Flamme als tiefstes Lebenssinnbild beschworen haben. Man erinnere sich des Liedes „An die Freude" von Schiller: „Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium, Wir betreten feuertrunken, Himmlische, Dein Heiligtum", — und der gewaltigen Schlußverse seines Gedichtes „Das Ideal und das Leben". Das Feuer ist das Urbild der Dichtungen Schillers, wie man richtig erkannte[16], und in vielleicht noch stärkerem Maße auch der Dichtungen Hölderlins. Wollte man die germanische Artung dieser großen deutschen Dichter dartun, so ließe sich kein wesentlicherer Grund finden, als dieser Befund. Bei Hölderlin gibt es Verse, die in letzte Tiefen des alten Feuerkultes führen und in seine Geheimnisse besser einweihen als langwierige Darlegungen: Der „herrliche, geheime Geist der Welt" offenbart sich Hyperion in der Feuerflamme. „Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten aus der dunkeln Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt, und bricht sich und umschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt; was übrig ist, ist Asche. So geht's mit uns, das ist der Inbegriff von allem, was in schreckendreizenden Mysterien die Weisen uns erzählen." — „Wir sind wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft, und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Äonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche, ha! wo uns ist, als kehrte der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne."

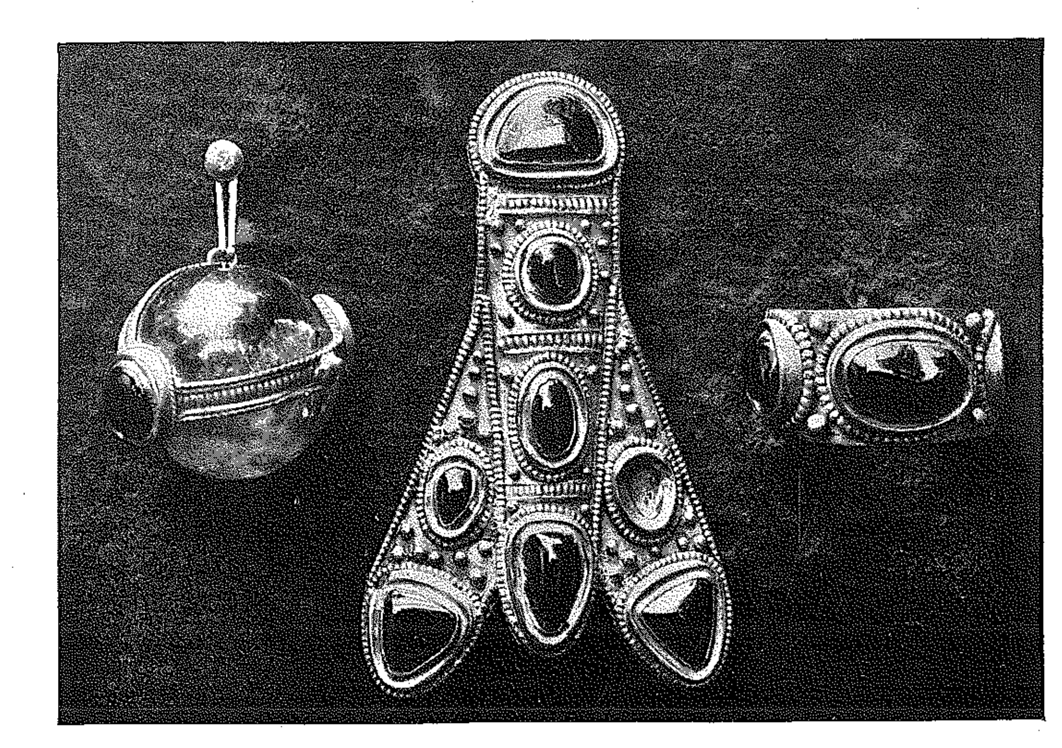
Ein unbekannter ostgermanischer Schatzfund

Von Emerich Schaffran

Im Jahre 1904 wurde von einem Meiereiarbeiter in Szirak, einem Städtchen im nordungarischen Komitat Nográd, in mäßiger Bodentiefe ein Bronzegefäß gefunden, in welchem im Lehm eine Reihe von Schmuckgegenständen eingebettet lagen. Von diesen konnten eine große Goldfibel, eine Halskette mit Granaten, eine Zikadenfibel, ein Fingerring, eine Amethystkugel und eine leicht beschädigte Goldmünze des Kaisers Konstantin II. (337—361) geborgen werden, während eine andere, schon beim Auffinden zerbrochene Fibel, ein Armreif mit zwei Tierköpfen sowie eine Anzahl von Gold- und Silbermünzen verkauft wurden oder irgendwie verschwanden. Die noch vorhandenen Gegenstände befanden sich seit ihrer Entdeckung unveröffentlicht in einer steirischen Privatsammlung, dessen Besitzer sie nur Dr. Alois Riegl zeigte, der die Fundstücke (irrtümlich) als spätrömische Erzeugnisse erklärte. Die jetzige erstmalige Veröffentlichung wurde durch einen Besitzwechsel ermöglicht.

Das Hauptstück, die Fibel, besteht aus hochkarätigem Gold und einem Futter aus minderwertigem Silber. Sie zeigt die im 5. Jahrhundert in Ausbildung begriffene Form der Fibel mit halbrunder Kopf- und rhomboider Fußplatte, wobei sich das Ornament einstweilen noch auf den Innenraum erstreckt und die Ränder glatt läßt. Den Hauptteil der Kopfplatte nehmen drei verschieden große, gefaßte Granaten ein, um die herum in schöner, doch ungermanischer Regelmäßigkeit einzelne und in Gruppen zu sechs vereinigte Goldkügelchen verstreut sind. Die Rahmung der Kopfplatte besteht aus zweimaligen Punktreihen und dazwischen aus einem flechtbandähnlichen Golddrahtgeflecht. Der halbkreisförmig aufgebogene Hals enthält in der Mitte einen glattgefaßten flachen

[16] W. Deubel, Schillers Kampf um die Tragödie, B. 1935, S. 38 ff.

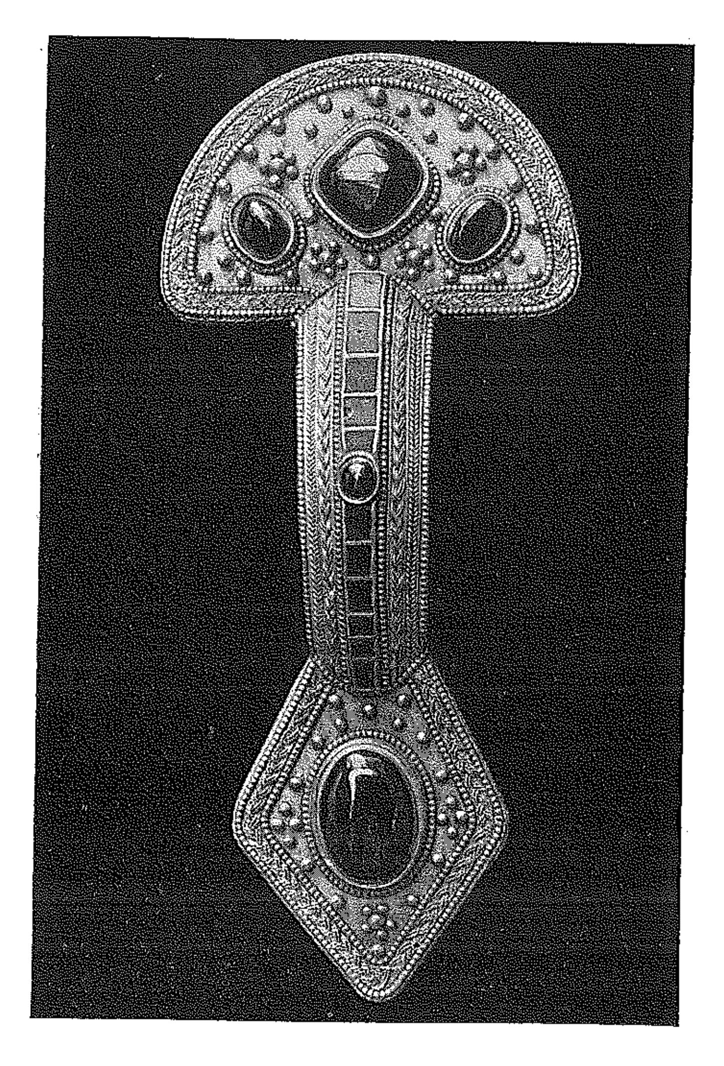


Anhänger (3 cm), Zikadenfibel (7,5 cm) und Fingerring (3,3 cm) aus dem Gotenfund von Szirak

Granaten, die Hauptachse wird von elf, fast quadratischen, nicht ganz gleichen Granattäfelchen gefüllt. Die Randfüllung besteht aus Punktreihung, sehr deutlichem zweistreifigem Flechtband und der Grätenreihung (Opus spiccatum-Motiv). Die scharf abgesetzte rhomboide Fußplatte entspricht im Schmuck vollkommen der Kopfplatte.

Aufschlußreich ist auch die Rückseite; hier läßt sich die alte Nadelanlage einwandfrei erkennen, man sieht sowohl in dem senkrechten Mittelstab die Durchzüge für die beiden federumhüllten (hier fehlenden) Querspangen, aber auch die für diese dienende Durchlochung des Außenrandes, wozu noch eine weitere Durchbohrung in der Verlängerung des senkrechten Mittelstabes kommt. Auf diese, im ganzen fünf Löcher paßten in Zonen eingeteilte Knöpfe, die leider fehlen.

Hier liegt ein Schlüssel für die Datierung der Fibel. Bis gegen 460 herrscht in den Völkerwanderungsfunden der Ostgermanen ein gewisser sachlicher Charakter. So sind die Randknöpfe als Widerlager gegen den Druck und Zug der Fibelfedern gedacht und entbehren noch einer ornamentalen Verwendung. Diese tritt erst im letzten Drittel des 5. Jahrhunderts auf: jene sachlichen Knöpfe werden zu immer reicheren Schmückungen des Halbrundes der Kopfplatte. Auch die Fibelform gibt für den zeitlichen Ansatz ebenso einen Anhaltspunkt, wie die Ornamentik selbst. Nach 450 beginnen aus der Fußplatte granatengeschmückte Rundeln herauszuwachsen und zeigen damit die immer stärker werdende Freude am Reichen. Hier fehlen sie noch. Dagegen beginnen die Einlagen aus farbigen Glasflüssen oder Steinen sich zu Ornamenten zusammenzuschließen, wogegen vor 400 der Goldgrund etwas wahllos von ihnen bedeckt erscheint. Die randschmückenden Ornamente selbst sind im Kern ostgermanischer Herkunft, was besonders von den beiden Arten des hier verwendeten Flechtbandes gilt. Doch Technik und Organisierung der ornamentalen Einzelformen sind weitgehend von jener großen Kunstgruppe beeinflußt, die im wesentlichen noch ungeklärt, mit dem Sammelnamen skythisch-pontisch bezeichnet wird.

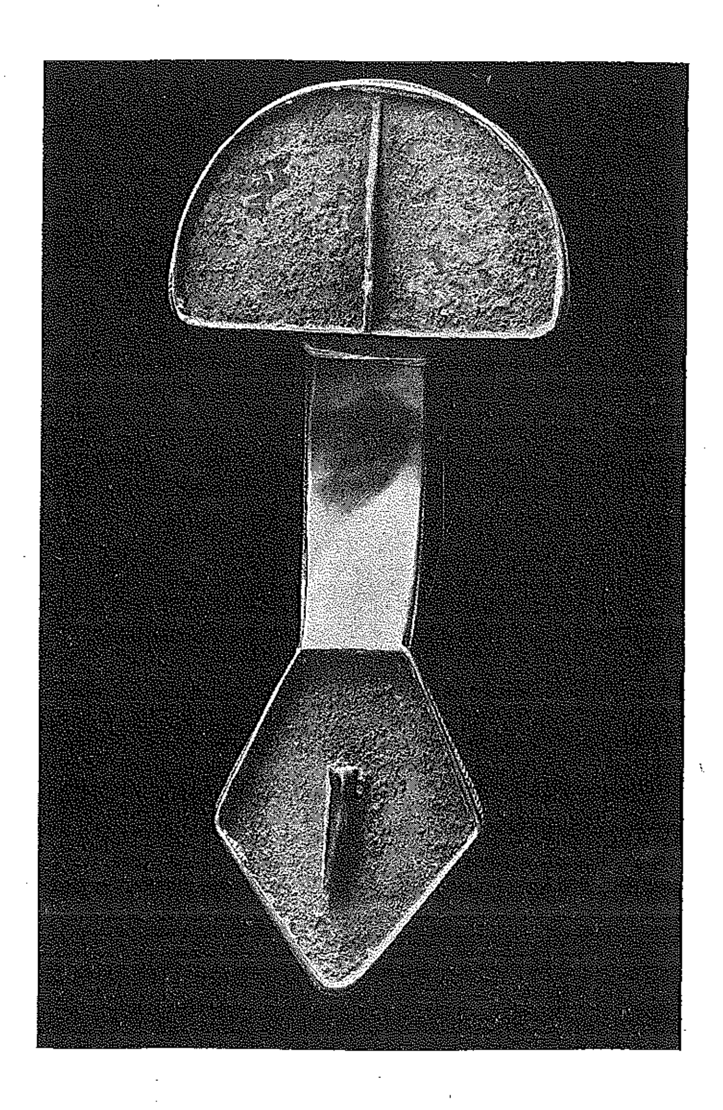


Die Goldfibel von Szirak
Länge 16,7 cm, Breite 7,4 cm

Aber trotz dieser in der ostgermanischen Kunst der Völkerwanderungszeit fast regelmäßig auftretenden fremden Beeinflussung, bleibt das Germanische auch im Technischen nicht im Hintergrund. Denn während die hellenistisch-skythische Goldschmiedekunst ihre Ornamente und sonstigen Einzelheiten mit nüchtern-peinlicher Genauigkeit arbeitet, erscheinen hier, bei der Längsfibel wie bei der Zikadenfibel und der Halskette die Ornamente wie hingeschrieben; es ist eine Kunst, die dem Zufälligen gar nicht aus dem Wege geht, im Gegenteil, es sucht und in der vollkommensten Weise meistert.

Dieses Prachtstück einer Goldfibel mißt in der Länge 16,7 Zentimeter und in der Breite des Kopfes 7,4 Zentimeter, ist also auch in der Größe bedeutend.

Die 7,5 Zentimeter lange Zikadenfibel entspricht einer damals noch immer beliebten Schmuckform. Diese von einer merkwürdigen inhaltlichen Gespanntheit erfüllten Zikadenfibeln sind in der germanischen Kunstkultur Fremdkörper und aus der skythischen Kunst übernommen, zu deren ältesten Erzeugnissen sie gehören. Wenn aber e i n ostgermanischer Stamm sich mit dem Motiv der Zikadenfibel befreundete, so waren dies die Ostgoten; ihrer Kunsttätigkeit gehören nicht nur die wenigen bisher in Ungarn gefundenen Zikadenfibeln an, sondern auch die Verbreitung dieses seltsamen Gegenstandes weit nach dem



Die Goldfibel von Szirak
Rückseite

Westen; auch das Auftreten mehrerer solcher Fibeln in den fränkisch-merowingischen Gräberfeldern von Weimar und Gültlingen (Württemberg) ist ebenso auf ostgotischen Einfluß zurückzuführen, wie die Anregung, nach einer gewissen Zeit der Formberuhigung die Gestalt einer Zikade als Fibelkörper durch andere Tierformen zu ersetzen. Knapp vor dieser Umgestaltung ist auch die nordungarische Fibel aus Szirak entstanden. Der bisher übliche Naturalismus in Zikadenkopf und Flügeln ist ornamental vollkommen überwunden worden, ohne hierbei einem neuen Tierstil den Weg zu bereiten. Die großen Granaten auf dem ausgezeichneten Goldblech im Verein mit den Goldpunkten wirken gleich wie auf der Längsfibel als gleichwertiges Ornament neben dem Grund. Beide Stilformen entsprechen der Zeit um 460. Bald danach wurde die Zikadenfibel in andere Tiergestalten mit wachsender ornamental-sinnbildhafter Lösung umgeformt.

Die im Durchmesser 3,3 Zentimeter messende Kugel aus einem sehr schönen Amethyst mit drei leicht verzierten Goldreifen und zwei hochgefaßten Granaten ist mit Rücksicht auf Größe und Gewicht, trotz der Ösen zum Aufhängen, kein Ohrgehänge, sondern höchstwahrscheinlich ein am Gürtel oder an einer Brustkette zu tragendes Schutzzeichen und darin den vielen kleinen, inhaltlich aussagenden Gegenständen an der Goldkette des

Schatzes von Szilágy-Somlyó eng verwandt, der übrigens an dieser Kette eine ähnliche, nur durch zwei Löwenfiguren bereicherte Kugel aus Rauchtopas besitzt.

Die schöne, an einer Stelle zerbrochene Halskette besteht aus dreißig in reinem Golde gefaßten und durch Golddrähte verbundenen Granaten. Die Form der Kette ist einfach, Verzierungsglieder, wie sie noch um 430 zwischen den Granaten herabhängen (siehe die Kette aus Puszta Bakód) fehlen hier bereits. Sonst ist auch bei dieser Kette die gleiche bewunderungswürdige Freiheit in der Behandlung der Werkstoffe zu sehen, und das Leben, das diesem Gegenstand im hohen Maße eignet, entsteht weit mehr durch diese feinen und dabei gezähmten Unregelmäßigkeiten, als durch den Reichtum der Ornamente.

Im allgemeinen sind Ketten dieser Art nicht allzuselten. Der im Durchmesser 3,2 Zentimeter messende Fingerring ist jedoch in dieser Form vollkommen vereinzelt. Die Ringform der germanischen Völkerwanderungszeit entwickelte sich deutlich aus dem antiken Siegelring, und wenn auch die eigentliche Siegelform bald aufgegeben wurde, so verfestigte sich das immer reicher werdende Ornament an ihrer Stelle; es gab also eine motivisch betonte Hauptstelle. Von dieser lange gebräuchlichen Gestaltung weicht der Ring aus Szirak vollkommen ab, denn er besitzt drei durch ihre Punktfassung zusammenstoßende Granaten, wodurch sich also ein durchlaufendes und kein auf einer Stelle konzentriertes Ornament ergibt. Der Ring ist ein Hauptzeugnis für die germanische Freiheit in der Umgestaltung eines fremden Vorbildes und daher von großer Wichtigkeit. Werkmäßig stimmt er mit allen übrigen Gegenständen des Fundes zusammen.

Wiederholt wurde in diesen kurzen Ausführungen die Zeit zwischen 450 bis 460 als die dem Stil der Einzelheiten nach wahrscheinlichste Entstehungszeit genannt. Daran ändert auch die Münze des Kaisers Konstantin nichts. Sie gibt nur eine „Datierung zurück". Dem Stil nach verweist der Depotfund aus Szirak in die Nähe des Schatzes II von Szilágy-Somlyó. Gehört dieser einer gotischen Hand aus dem frühen 5. Jahrhundert an, so wurden die Stücke aus Szirak gleichfalls von einem ostgotischen Künstler ungefähr dreißig bis vierzig Jahre später gearbeitet, wobei sich deutliche Werkstattzusammenhänge zeigen. Arbeitete der Meister von Szilágy-Somlyó offenbar noch in einer Werkstätte am Ufer des Pontus, so schuf der Goldschmied aus Szirak wohl bereits in Ungarn, doch seine künstlerische Schulung erhielt er gleichfalls noch am Schwarzen Meer, das heißt, auch er ist noch weitgehend von der skythisch-pontischen Kunstauffassung abhängig. Diese läßt einige nordische Ornamentformen, wie Flechtband, schon zu, verweist aber das Germanische durchweg in erster Linie auf die freizügige Behandlung des Ornaments.

Um 450 war das Komitat Nográd noch nicht von den Ostgoten besetzt, ihre Herrschaft endete zu dieser Zeit im Bereich der Theiß. Doch siedelten nördlich des Donauknies von Visegrad damals Gepiden, ein den Ostgoten verwandter Stamm, dessen Kunstübung jener der Ostgoten sehr ähnlich ist. Da aber der Fund von Szirak als rein ostgotisch zu bezeichnen ist, handelt es sich in diesem Fall um einen vertragenen Gegenstand und zugleich um einen Beleg, wie vorsichtig man gerade in Ungarn und in dem ganzen, germanenkundlich so wichtigen Südostraum mit siedlungsgeschichtlichen Folgerungen in einer Zeit sein muß, in der die Siedlungsgrenzen noch längst nicht feststanden und die Kunstgegenstände den merkwürdigsten Wanderungen unterworfen waren.

Bedeutungsvoll ist vor allem die große künstlerische Schönheit des Fundes und die ungewöhnliche Kraft in der Umsetzung fremder Einflüsse.

In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich, das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besessen, aufzusuchen und weiter zu führen. Goethe

---

Die schwedischen Steinkreuze (Schluß)

Von William Anderson, Lund, Schweden

Das einzige im Norden mir bekannte, im Freien stehende Holzkreuz mit einer Christusfigur aus dem Mittelalter, das an seiner alten Stelle erhalten ist, ist ein aus der Zeit um 1500 stammendes Kruzifix auf einem Hügel aus der Bronzezeit bei Slagelse in Dänemark (Abb. 11). Bei anderen Quellen stehen Opfer- oder andere Steine (Abb. 23) mit „magischen" Zeichen (Abb. 20); sie geben Anlaß zu der Behauptung, die Quellenverehrung müsse bis weit in die Bronzezeit hinauf datiert werden. Andere Quellen in abgelegenen Waldwinkeln deuten durch ihren Namen an, z. B. Toras (wohl ursprünglich

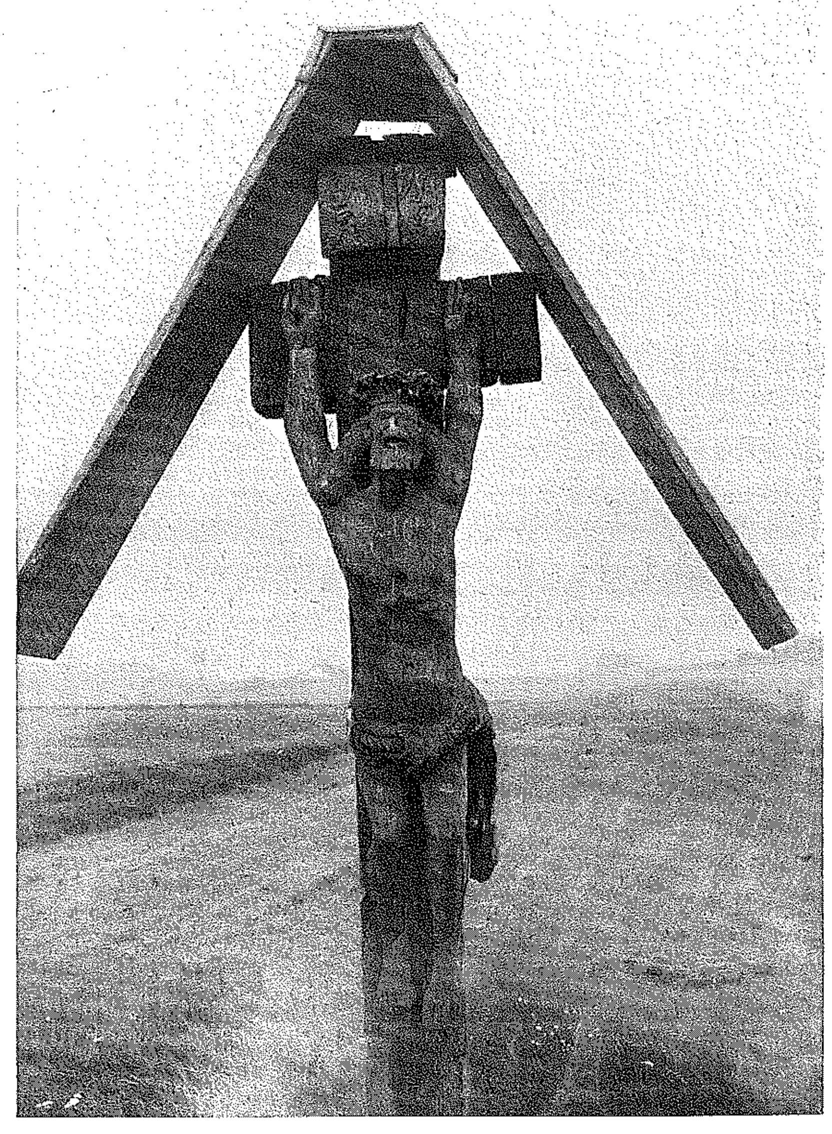


Abb. 11. Das Kreuz des heiligen Anders aus der Zeit um 1500 auf dem Kreuzhügel („Hvilehöj"), vermutlich ein Grabhügel aus der Bronzezeit, bei Slagelse, Seeland, Dänemark

Tor, der Donnergott) Quelle (Abb. 22), daß sie aus der heidnischen Zeit stammen und daß sie niemals mit dem Christentum verchristlicht wurden.

Von den schwedischen heiligen Quellen, von denen noch eine Menge zu sehen sind, wissen wir, daß sie häufig auf Kultbergen, bei Grabhügeln oder auf Kultplätzen (Alt-Uppsala usw.), aber auch bei Kirchen und besonders auf der Nordseite des Gotteshauses gelegen haben, damit die Kranken sich besonders am Dreifaltigkeits- und Mitsommerabend dort versammeln konnten; daß sie sich dort wuschen, von dem Wasser tranken, opferten und dann ihre Krücken und Haare hinterließen. Das durch eine Mauer gehegte Gebiet war mit Holzkreuzen bepflanzt (Abb. 12), und früher wurde auch ein Holzkruzifixus dort aufgestellt, gerade wie heute noch in katholischen Gegenden Deutschlands. Weiter wissen wir, daß die Quellen an diesen Abenden mit Blumen geschmückt waren und daß die Kranken dort die ganze Nacht über schlafen mußten („Inkubation"). Der dänische Maler Jörgen Sonne (1801—1890) hat in einem Gemälde von 1847, jetzt im Kunstmuseum Kopenhagen, dargestellt, wie die Kranken in der hellen Johannisnacht auf dem Grab Helenas und der Opferquelle bei Tidsvilde schlafen[9]. Auch hat die Jugend die ganze Nacht hindurch bei den Quellen getanzt und Spiele aufgeführt, schließlich wurde auch bei den großen Opferquellen und Wallfahrtsplätzen ein Markt abgehalten, und diese Sitte war sogar bis in das 19. Jahrhundert in Gebrauch. Auch haben die Kranken sinnbildliche Zeichen in den Stein an der Quelle (Abb. 20) oder in die Kirchentür eingeschnitzt. Die Kirchentür in Edestad, Provinz Blekinge, wo eine sehr besuchte Opferquelle an der Nordseite der Kirche lag, hat mehrere solcher Zeichen und ist mit einem Loch versehen, in das der Opfernde seinen Arm hineinstecken konnte, um sein Geld in die Opferbüchse zu legen (Abb. 21).

Obschon die öländischen Steinkreuze nicht weiter als bis in das 13. Jahrhundert zurückgehen, so müssen wir doch voraussetzen, daß diese Sitte auch hier weit älter ist. Über hundert Runensteine, meistens aus dem 11. Jahrhundert, sind heute noch auf der Insel erhalten. Mehrere von diesen hier und in anderen Provinzen, sicher weit zahlreicher, als aus den Inschriften hervorgeht, stehen als Gedenksteine über einem Verunglückten oder einem von Feindeshand getöteten Wiking (Abb. 13). Eine an die Steinkreuze erinnernde Form hat ein sicher aus der heidnischen Zeit stammender Stein bei Torp in Böda (Abb. 14), der auch „Andachtstein" genannt wird. Noch älter, aus der Eisenzeit, ist der stattliche Gedenkstein in Glömminge (Abb. 15). Zwei solcher Steine stehen bei der Dingstätte Tingstad auf der südlichen Karstfläche der Insel (Abb. 16). Besonders stattlich ist auch die Gruppe mit drei Steinen, „Odins Steine" genannt, in Högsrum (Abb. 17). Auch der an die alten Megalithsteine erinnernde riesige Stein in Ås (Abb. 18) gehört wohl der Eisenzeit an. Aber trotz aller dieser Steindenkmäler haben wir auch an Kreuze und Pfähle aus Holz zu denken. In den Waldgegenden Schwedens waren noch in neuester Zeit alle Grabdenkmäler auf dem Kirchhof, der Glockenturm und die Kirche aus Holz

[9] Chr. Axel Jensen, Helene Grav i Tisvilde. Aarböger for Nordisk Oldkyndighed 1926. S. 1—20.

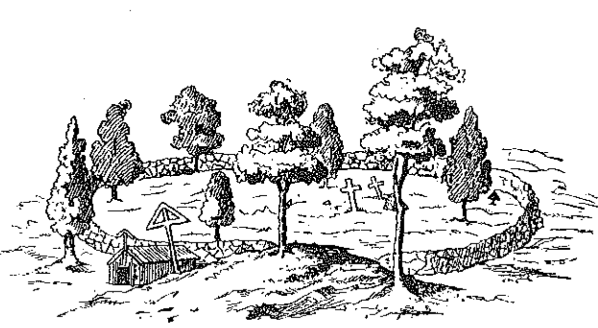


Abb. 12. Dala, Västergötland, Schweden. Ingemo Quelle mit einer Einzäunung mit Kreuzen, die vom geheilten Wallfahrer errichtet wurden. Nach N. M. Mandelgren

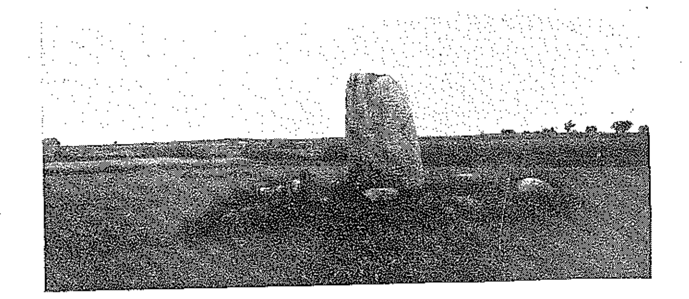


Abb. 13. Karlevi, Vickleby, Öland. Runenstein über einem in einem Gefecht im Kalmarsund gefallenen dänischen Wikingerhäuptling, in dessen Gefolge außer Dänen und Norweger auch ein norwegischer Dichter aus der Gegend von Oslo sowie Kelten waren, von denen die Inschrift auf dem Stein stammt. Um 1000 n. Chr.

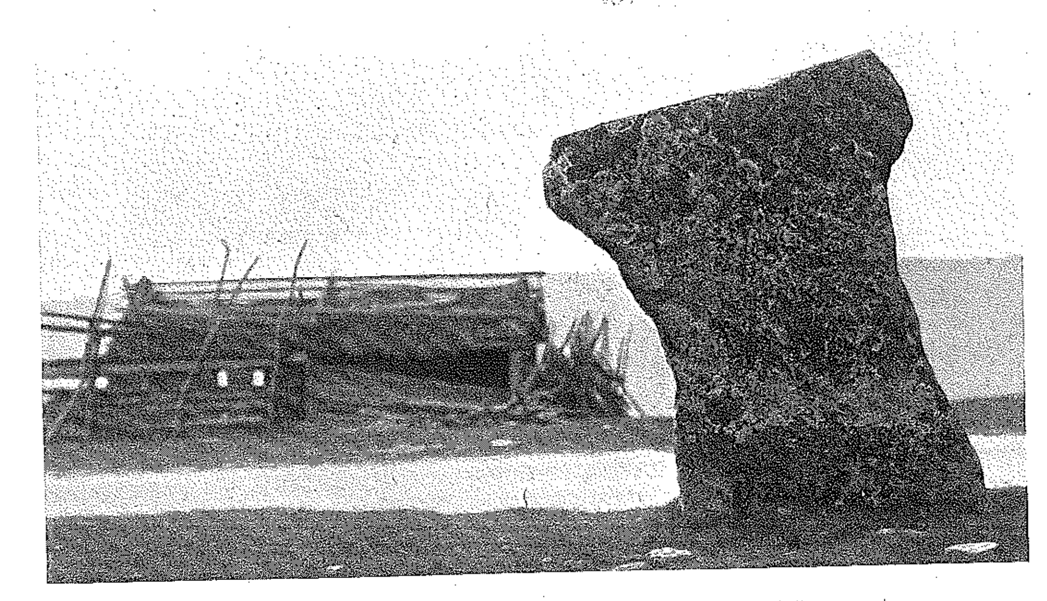


Abb. 14. Torp, Böda, Öland. Andachtstein, sogen. „Hoher Stein" genannt



Abb. 15. Ryd, Glömminge, Öland. Aufgerichteter Stein (öländisch: „flisa")

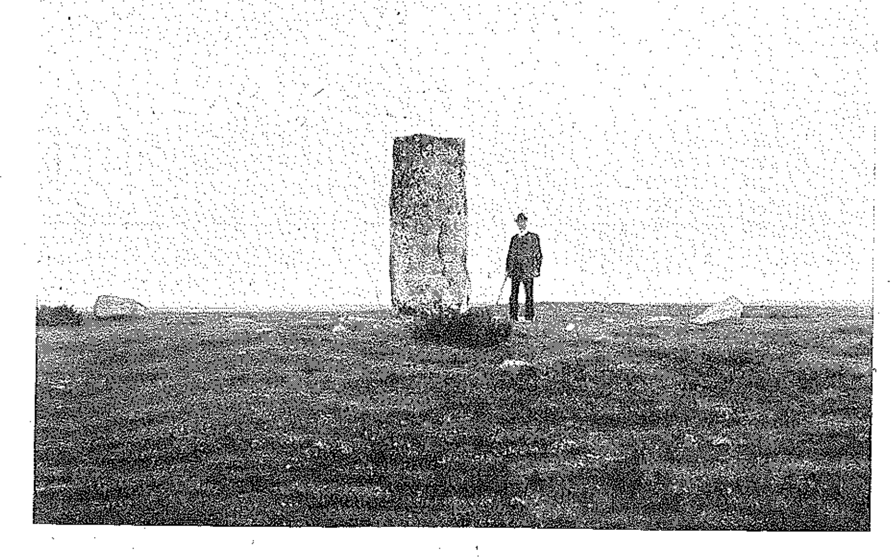


Abb. 16. Tingstad, Kastlösa, Öland. Aufgerichteter Stein. Hier war in der Mitte der Insel und fern von den Dörfern in heidnischer Zeit und vielleicht auch im frühen Mittelalter eine Dingstätte

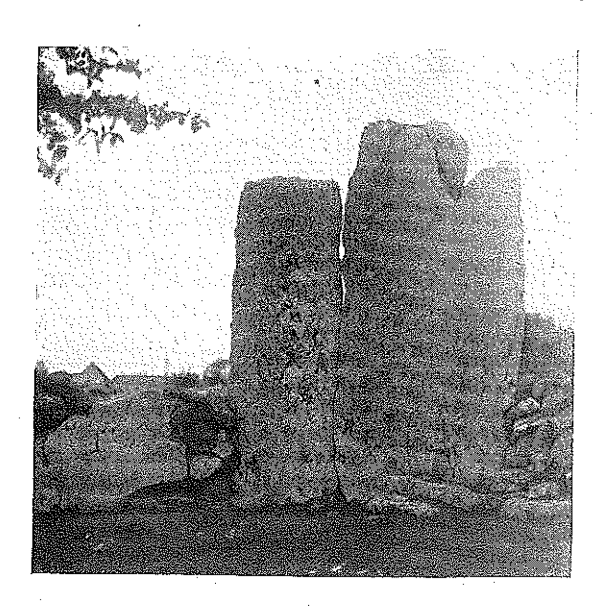


Abb. 17. Karum, Högsrum, Öland. Drei Steine (einer davon umgefallen), „Odins Steine" genannt

(Abb. 19). In der heidnischen Zeit trat das Holz viel mehr hervor. Alles deutet also darauf hin, daß der Grundgedanke der Kreuzsitte auch im Norden weit älter ist als das Christentum und daß dieses Sinnbild wohl sicher als ein indogermanisches Symbol aufzufassen ist. Besonders merkbar ist dies in dem römisch-katholischen Litauen, wo wir nicht nur kleine Kapellen mit Heiligenbildern finden, sondern auch auf Kirchenhöfen, an Kreuzwegen, auf Hügeln, auf den Äckern und in Wäldern reich geschnittene Holzkreuze beobachten können, teilweise aus dem 14. und 15. Jahrhundert, in denen das Volk noch heidnisch war.

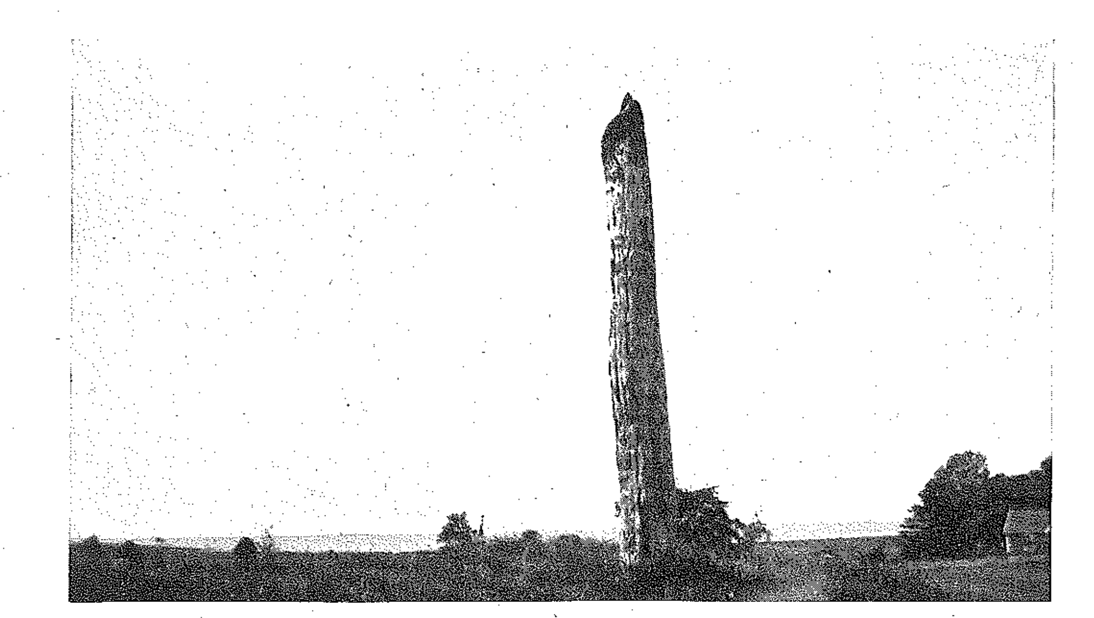


Abb. 18. Parboäng, Ås, Öland. Aufgerichteter Stein

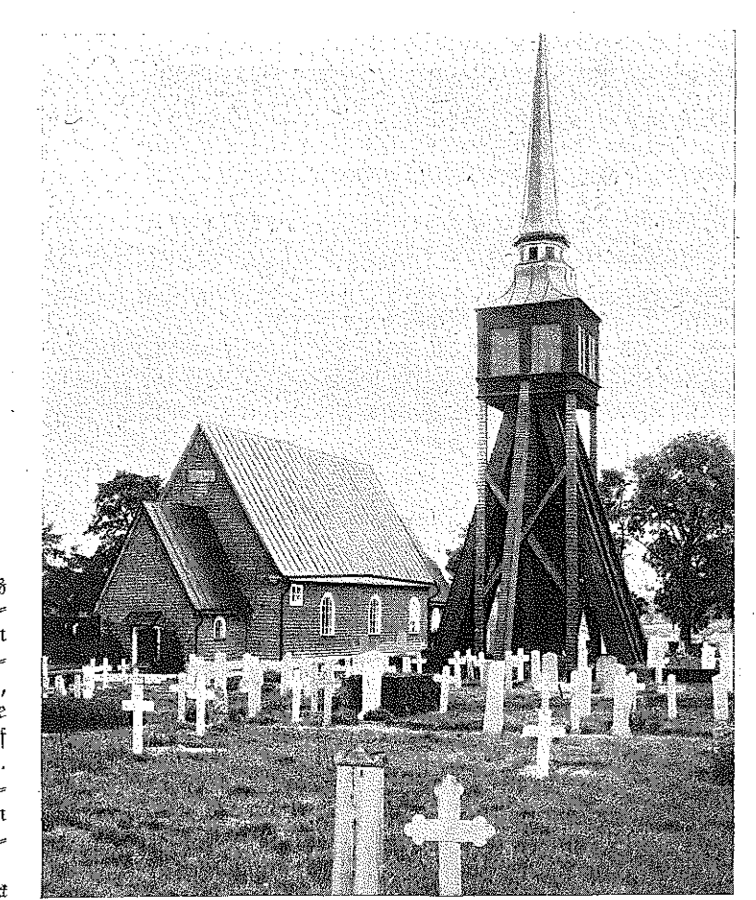


Abb. 19. Ulrika, Provinz Östergötland. In den Waldgegenden Schwedens waren früher und noch bis in späteste Zeit die Wohnungen, Möbel, die meisten Geräte — sogar auch die Teller auf dem Tisch —, Wagen u. a. sowie die Kirche mit der Einzäunung des Kirchhofes, dem Glockenturm und die Grabdenkmäler aus Holz

Phot. M. Sjöbeck





Abb. 20. Urshult, Provinz Småland. Oben: „Urdarbrunnen" oder die Quelle Sigfrids. Unten: Ein Stein mit Kreuzzeichen. Nach M. Mandelgren 1865

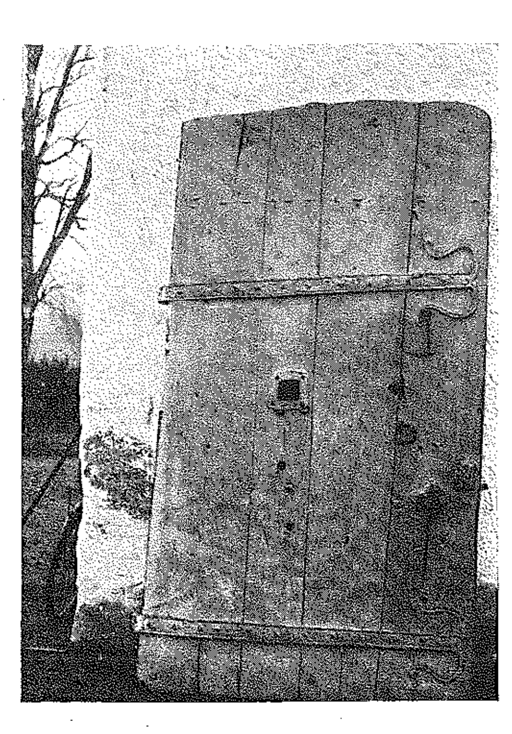


Abb. 21. Edestad, Provinz Blekinge. Mittelalterliche Kirchentür mit eingeschnittenem magischen Zeichen und mit einem Loch, in das der Wallfahrer seinen Arm hineinsteckte, um das Geld in die Opferbüchse zu werfen

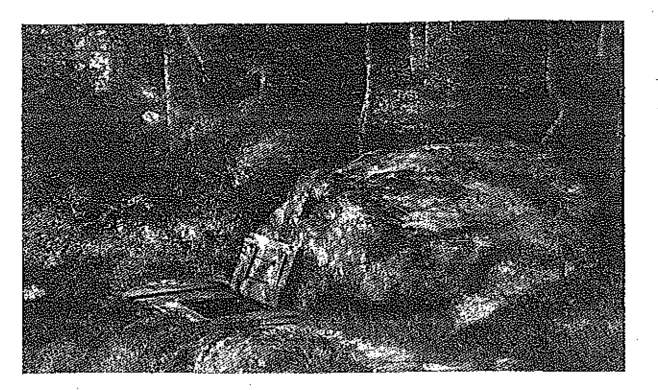


Abb. 22. Tjärby, Provinz Halland. Toras Quelle mitten im Wald



Abb. 23. Sölvesborg, Provinz Blekinge. St. Enevalds Quelle, wo früher eine Kapelle war. An der Seite ein Stein, wo der Sage nach der heilige Mann geschlafen hat. Er befand sich auf der Pilgerfahrt ins Heilige Land, verpaßte das Schiff und schlief vor Müdigkeit ein und war, als er erwachte, in Sölvesborg. Dieselbe Legende wird von dem heiligen Anders von Slagelse (Abb. 11) erzählt

Die ϟϟ-Ausgrabung am „Kriemhildenstuhl" bei Bad Dürkheim

1. Vorbericht

In Heft 1, 1938, S. 11, dieser Zeitschrift ist der Beginn einer größeren Grabung am „Brunholdisstuhl", den man besser mit seinem mittelalterlichen Namen „Kriemhildenstuhl" nennt, bereits mitgeteilt. Inzwischen ist der erste Grabungsabschnitt, der vom 13. November 1937 bis 11. April 1938 dauerte, beendet. Unter der örtlichen Leitung von ϟϟ-Scharführer Löhausen, dem cand. phil. K. W. Kaiser für die Bearbeitung der Funde zur Seite stand, hat in den Wintermonaten ein Zug des Reichsarbeitsdienstlagers 5/320 Grünstadt die Arbeit ausgeführt. Wieder einmal, wie nun schon bei allen größeren Ausgrabungen des Reichsführers-ϟϟ, ist es dem Reichsarbeitsdienst in erster Linie zu danken, daß die Grabung in diesem großen Stile überhaupt durchgeführt werden konnte. Die Mittel stellte in der Hauptsache die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Verfügung.

Der Untersuchung sind drei Aufgaben gestellt: erstens die Freilegung des eigentlichen „Kriemhildenstuhls", zweitens die Erforschung des Ringwalles auf der Kuppe des Hügels, in dessen Osthang der „Kriemhildenstuhl" eingeschnitten ist, drittens die Feststellung der Zusammenhänge, die höchstwahrscheinlich zwischen dem Ringwall bzw. einem vorgeschichtlich-germanischen Heiligtum in seinem Ostteil und den sicher germanischen Felszeichnungen kultischer Vorbilder im „Kriemhildenstuhl" bestehen.

150 m hoch, steil über Bad Dürkheim am Abhang eines hügelförmigen Ausläufers des 493 m (über ± 0) hohen Peterskopfes liegt ein großer Steinbruch. In der Neuzeit nannte man ihn „Brunholdisstuhl", vielleicht in mißverstandener Ausdeutung seines volkstümlichen Namens „Krummholzerstuhl"; sein mittelalterlicher Name „Kriemhildenstuhl" ist jedoch durch eine Urkunde von 1414 gesichert[1]. Schon immer waren an den senkrechten Wänden dieses Steinbruchs, soweit sie über die Verschüttung vieler Jahrhunderte noch hinausragten, einige Felszeichnungen, springende Pferde, Speichenräder usw. zu sehen gewesen und haben ihn damit über zahlreiche andere alte Steinbrüche, die allenthalben in der Nachbarschaft in dem begehrten Buntsandstein der Pfalz aus früheren Jahrhunderten noch zu erkennen sind, bedeutsam herausgehoben. Diese Felszeichnungen waren auch — nach mancherlei kleineren Ansätzen — der Anlaß zu einer größeren Ausgrabung 1934/35, die das Bürgermeisteramt Bad Dürkheim unter Leitung des Speyerer Museumsdirektors Dr. Sprater mit Notstandsarbeitern ausführen ließ. Als diese Grabungen zu Ende gingen, einmal, weil die verfügbaren Mittel aufgebraucht waren und zweitens, weil es glücklicherweise keine Arbeitslosen mehr gab, war die mächtige rechteckige Nische im Felsen bis zu 25 m tief vom Schutt, der sie in einer großen, schrägen Mulde ausgefüllt hatte, befreit und hatte über zwanzig römische Inschriften und fast vierzig Felszeichnungen wieder ans Tageslicht gebracht (darunter Abb. 1). Die Felsensohle war nur in dem innersten, westlichen Teile der Nische erreicht, nach Osten mußte man sich damit begnügen, den alten und den neuen Schutt zu einem großen, terrassenförmigen Plateau einzuebnen. Dieses Plateau gilt es nun um so viel tiefer zu legen, bis im größten Teil der Nische die Felsensohle erreicht ist. Hier wird also die technische und organisatorische Arbeit größer sein als die wissenschaftliche. Mit Feldbahnloren im Handbetrieb muß der Geröllschutt 100 bis 200 m weit nach Norden abgefahren werden, wo eine geräumige Mulde im Hügel die Möglichkeit zur Abladung bietet, ohne die Landschaft und das Hügelprofil zu beeinträchtigen oder die Gärten am Fuße des Hügels zu gefährden.

Es wurde begonnen mit einem etwa 10 m breiten und 40 m langen Ost-West-Schnitt

[1] Vgl. „Forschungen und Fortschritte" 1935, XI, 23/24, Dr. Sprater: Der Brunholdisstuhl.



Abb. 1. Hakenkreuz am Kriemhildenstuhl

parallel zur nördlichen Seitenwand der Nische (Abb. 2). In etwa 4 bis 5 m Tiefe erreichte dieser Schnitt in seinem in der Nische gelegenen Ostteile die Felsensohle (Abb. 3). Im Laufe des Winters sind insgesamt 3000 cbm abgetragen worden. Die endgültige Tiefe ist aber noch nicht erreicht, denn nach Westen liegt vor der bereits freigelegten Felsensohle wieder eine größere Abtreppung im Zuge einer natürlichen Felsspalte. Von

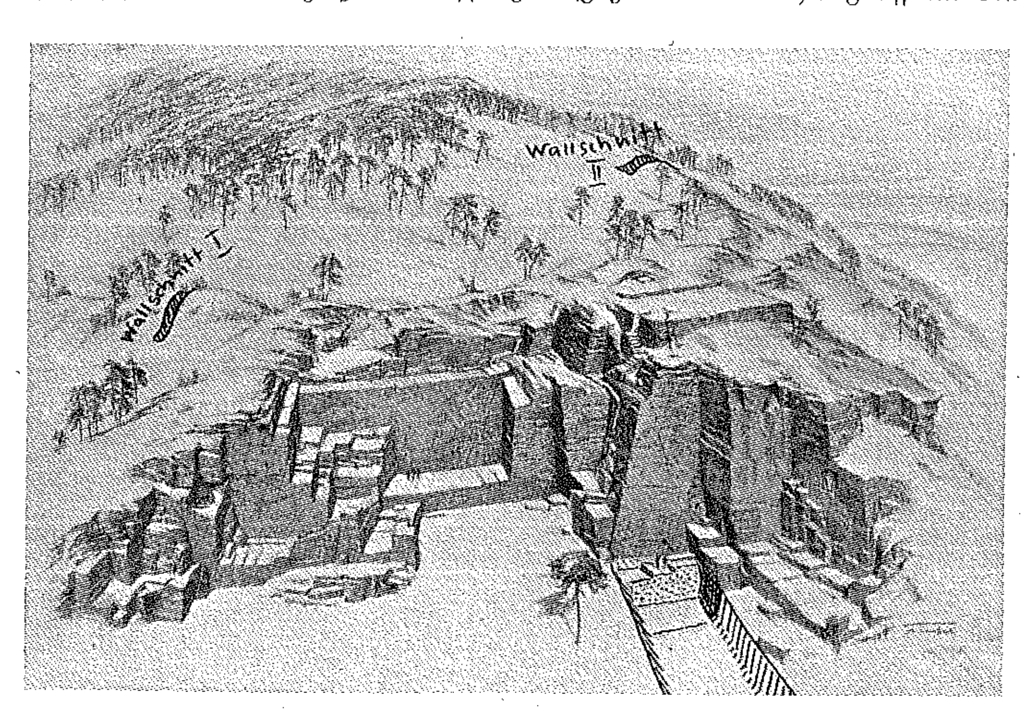


Abb. 2. Wallschnitte am Kriemhildenstuhl. Rechts vorne Graben 1937/38

der Tiefe dieser Stufe wird die endgültige Sohle der Ausgrabung abhängig sein. Jedoch kann hier noch nicht sofort tief gegraben werden, weil der Abtransportweg in der jetzigen Höhe so lange erhalten bleiben muß, bis das ganze Plateau um diese 4 bis 5 m tiefer gelegt worden ist. Damit wird im nächsten Grabungsabschnitt fortgefahren werden.

Die jetzt freigelegten Wand- und Sohlenpartien zeigen außer den bekannten Arbeitsspuren des Steinbruchs keinerlei Felszeichnungen; über der Sohle waren auch nirgends Reste einer Kulturschicht erhalten, die hier auf menschliche Tätigkeit nach Aufgabe des Steinbruchs hingedeutet hätte. In dieser Ecke waren solche Funde auch kaum zu erwarten. Bei der Fortsetzung der Arbeit zur Mitte der Nische hin wird stärker darauf zu achten sein, wie zum Beispiel auch auf Steinsetzungen und andere künstliche nachträgliche Veränderungen auf der Felsensohle.

In völliges Dunkel war bisher der große Ringwall oben auf der Hügelkuppe gehüllt. Er hat etwa die Form eines Viertelkreissektors, die Spitze nach Süden gerichtet. In die Ostecke schneidet der „Kriemhildenstuhl" ein, wobei ein großes Stück des Ringwalls zerstört wurde. Mit dieser Ausnahme, sonst ununterbrochen, umzieht der Wall mit 2,5 km Gesamtlänge die Hügelkuppe als doppelte Welle aus losen Bruchsteintrümmern. Im Norden, wo nur eine flache Bodensenkung den Hügel von den anderen Ausläufern des Peterskopfes trennt, ist auch schon an der Form der jetzigen Oberfläche ein breiter Graben vor dem Wall zu erkennen. Eine Torunterbrechung ist nirgends mit Sicherheit feststellbar, jedoch läßt sich mindestens eins unter leichten Unregelmäßigkeiten dicht nördlich vom „Kriemhildenstuhl" vermuten. Dort wird im nächsten Jahr gegraben werden. Zu Be-

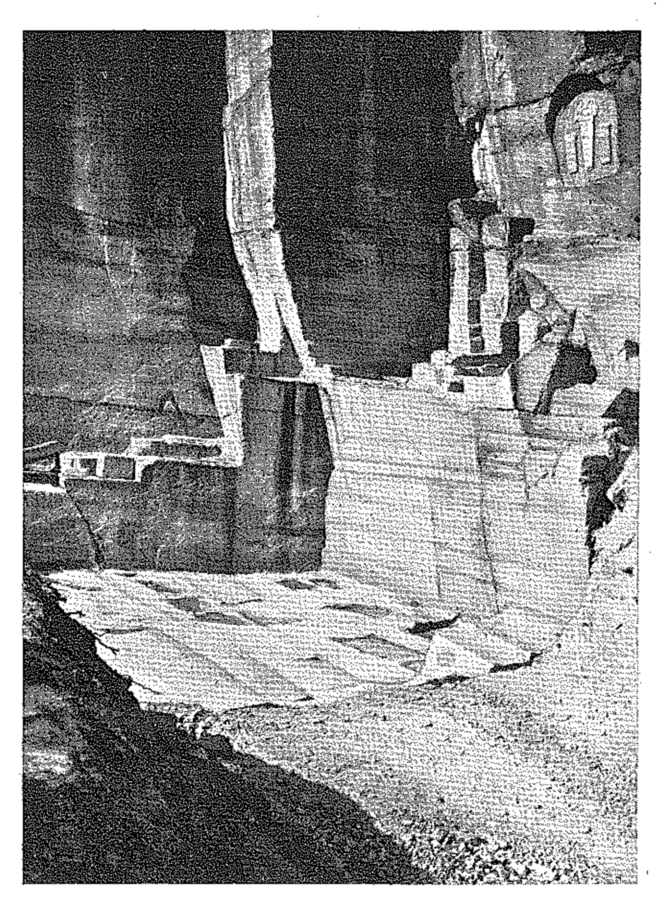


Abb. 3. Felsensohle

ginn der Untersuchung mußte zunächst einmal Form und Erbauungszeit des Walles geklärt und dazu einige Schnitte an solchen Stellen gemacht werden, die schon äußerlich die Gewähr dafür boten, daß darunter ein ungestörtes Stück mit dem Normalprofil der Ringwallkonstruktion zu finden sein würde.

Mindestens zwei solcher Normalprofile, das heißt Querschnitte, die auf sehr lange Strecken des Walles unverändert alle typischen Eigenschaften der Wehranlage zeigen, muß die Mauer gehabt haben, im Südteil ohne und im Nordteil mit Graben. In den Schnitten (Abb. 2 und 4) konnten auch beide Arten einwandfrei festgestellt werden; die Mauer ist grundsätzlich überall gleichförmig und im Norden nur wegen des flacheren Vorgeländes durch einen Graben verstärkt. Sie besteht aus sogenanntem „Trockenmauerwerk", das heißt die Steine sind unbearbeitet und ohne Bindemittel aufeinandergeschichtet. Das

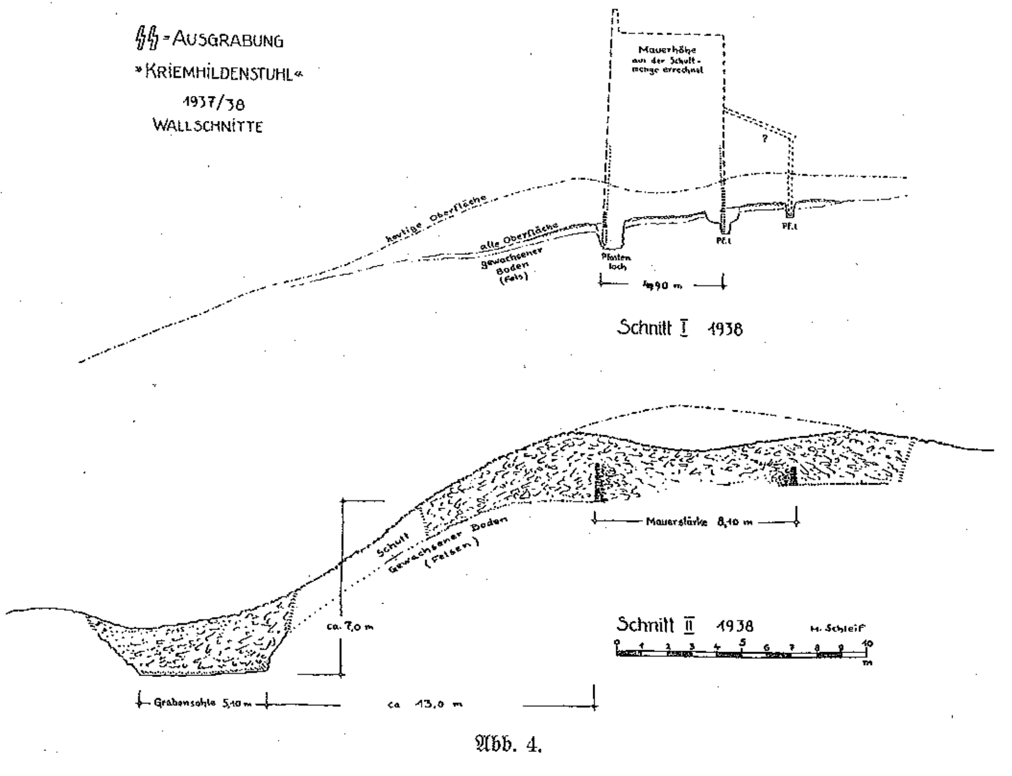
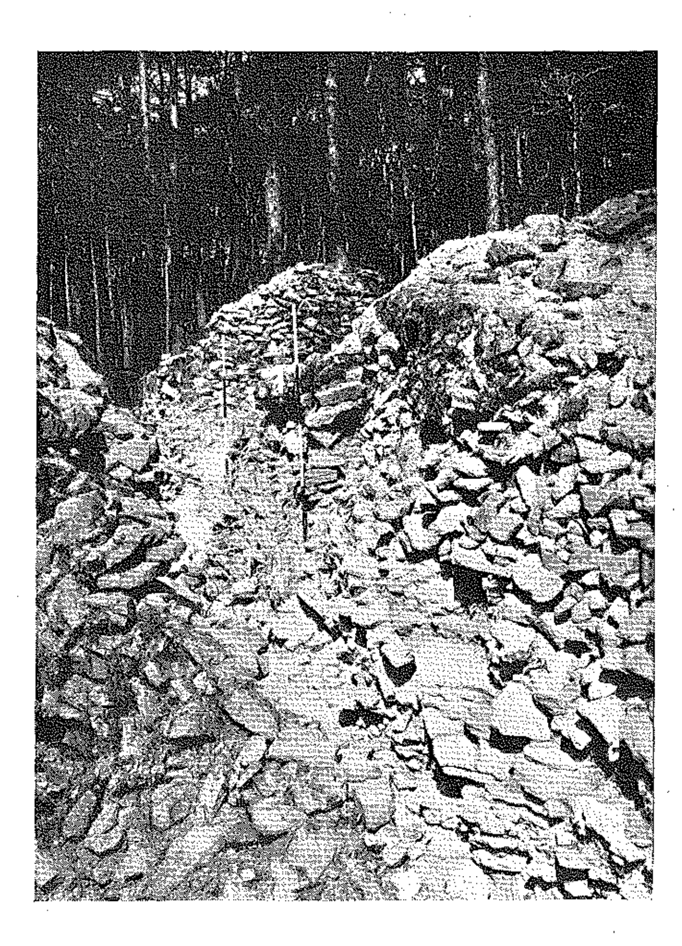


Abb. 4.

Material gewann man sehr einfach überall in nächster Nähe der Mauer durch Abbau der obersten, durch Verwitterung stark zerklüfteten Schichten des anstehenden Sandsteins. Da diese Steinbrocken entsprechend der Struktur des Sandsteins meist in fast parallelen Lagerschichten brechen, sind sie für die Trockenmauertechnik gut geeignet und ohne weitere Bearbeitung sofort verwendbar. Im Norden wurden die Steine so aus dem Boden gebrochen, daß dabei in dem flachen Abhang vor der Mauer ein breiter Sohlgraben entstand, der bis auf die festen Felsschichten unter der Frostgrenze hinabreicht. Nach der Masse der Steintrümmer läßt sich die Höhe der Mauer auf etwa 8 bis 10 m berechnen. Eine so stattliche Höhe war allein durch loses Aufeinanderschichten der Bruchsteine nicht zu erreichen, vielmehr mußten die senkrechten Fluchten durch ein Gitter aus Holzstangen gehalten werden. Der Abstand der einzelnen Stangen wechselt stark: in dem Schnitt I (im Süden, ohne Graben) stand in der Vorderfront ziemlich regelmäßig alle 75 cm ein tief in den Boden eingelassener Pfosten, an den negativen Schlitzen in der Mauer noch

Abb. 5. Heutiges Profil der zerfallenen Mauer



gut erkennbar (Abb. 6), während in dem 3 m breiten Schnitt II bisher noch keine Pfostenspur zu erkennen ist (Abb. 7). Durch Erweiterung nach links und rechts wird danach noch gesucht werden, um dabei möglichst auch die Erklärung für diesen Unterschied in der Technik zu finden. Die Pfosten müssen irgendwie durch Querhölzer und Anker nach innen zum Mauerkern hin befestigt gewesen sein; da jedoch die Mauer überall nur höchstens 1,50 m hoch erhalten sein wird, diese Anker aber sicher wesentlich weiter oben lagen, besteht keine Hoffnung, davon noch etwas zu finden. Ein Vergleich mit dem von Cäsar beschriebenen murus gallicus ist nicht zulässig, weil diese Technik zwar verwandt ist, aber 500 Jahre später und von anderen Völkern angewandt wurde, allerdings im gleichen Raume Europas, so daß man den technisch sehr vervollkommneten murus gallicus vielleicht als den Endpunkt einer Entwicklung bezeichnen kann, an deren Anfang die Steinmauern stehen, die mit dem Ringwall von Dürkheim gleichzeitig und in gleicher Technik in Süd- und Westdeutschland errichtet wurden und von denen einige schon untersucht sind.

Das heutige Profil der zerfallenen Mauer (Abb. 5) zeigt eine doppelte steinerne Welle, die rein äußerlich die Vermutung nahelegt, daß unter jeder Kuppe dieser Doppelwelle die Reste einer Mauer liegen müßten, daß also — etwa den reicheren mittelalterlichen Stadtmauern vergleichbar — eine Doppelmauer mit schmalem Zwinger dazwischen den Berg umzog. Die Ausgrabung hat aber ein anderes Bild ergeben, als nach den Erfahrungen bei anderen Grabungen zu erwarten war, und das mag auch der Grund gewesen sein, warum frühere kleinere Grabungen die eigentliche Mauer überhaupt nicht gefunden haben. Wenn eine massive Mauer zerfällt, dann ist es klar, daß der Schutthaufen

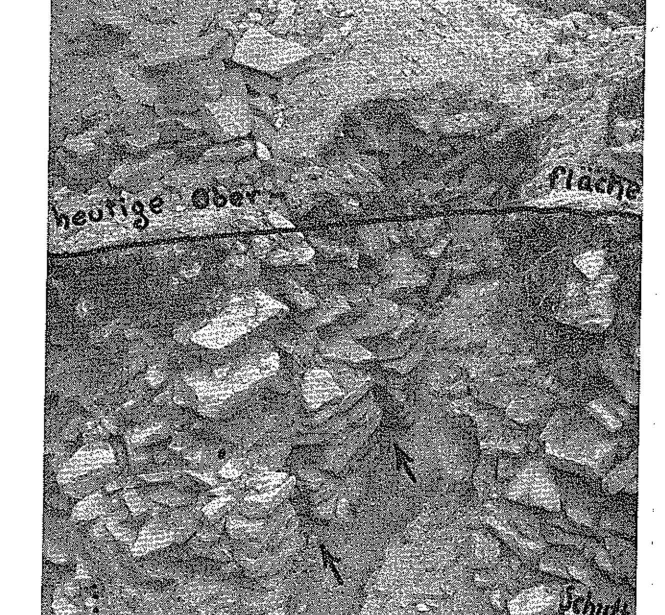


Abb. 6. Pfostenlöcher in der Mauer

über der Mitte der Mauer am höchsten ist und von dort ab sich der Schutt unter dem natürlichen Böschungswinkel des Materials nach vorn und hinten ausbreitet. So muß es auch ursprünglich bei der Ringmauer von Dürkheim gewesen sein (wie in Abb. 4 unten, strichpunktiert), und erst im Laufe der Jahrhunderte nach der Zerstörung muß sich die Mitte aus einer hohen Wölbung in eine überall gleichmäßige Einsenkung verwandelt haben. Das ist nur möglich, wenn die Mitte der Mauer mit einem Material gefüllt war, das ursprünglich den Mauerkern zwischen zwei Bruchsteinschalen bildete und nach dem Auseinanderfall dieser Schalen zunächst als hoher Haufen in und über der Mitte lag und dann allmählich völlig verging. Das heißt: sehr beträchtliche Mengen massiv geschichteten Holzes müssen ursprünglich im Innern der Mauer gelegen haben. Hohlräume, etwa eine Art Kasematten, kann es auch nicht gegeben haben, auch dem widerspricht das heutige Profil, dessen Kuppen in solchem Fall mindestens genau über den Mauerfronten liegen müßten, also wesentlich enger beieinander.

Die Mauer steht flach eingebettet in einer dünnen, grauen und gelben, sandigen Kulturschicht, die zahlreiche Scherben enthält und sich nach dem Mauerbau nicht mehr aufgehöht hat, ein deutliches Zeichen für einen nur kurzen Bestand der Mauer. Die Pfosten durchstoßen diese Schicht und dringen noch fast 1 m tief in den gewachsenen Boden ein. In einem dieser Pfostenlöcher lagen die Scherben eines henkellosen, kugelförmigen Kruges (Abb. 8), offenbar erst von den Erbauern der Mauer zerschlagen und weggeworfen. In Schnitt I wurden innen hinter der Mauer noch zwei Pfostenlöcher angeschnitten, die vielleicht zu einem Anbau an die Mauer gehören (wie in Abb. 4 oben, dünn ergänzt). Im

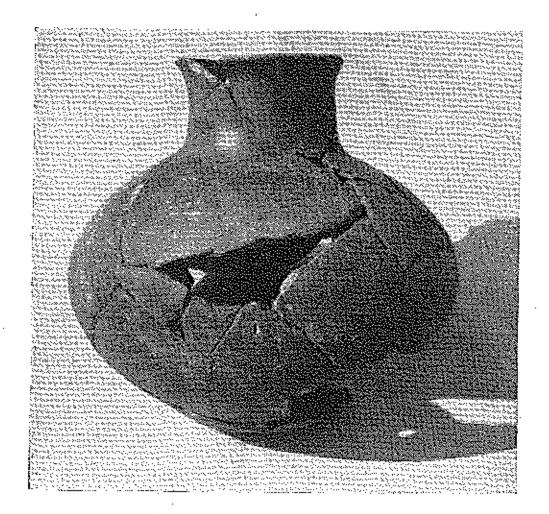
Zusammenhang mit den zukünftigen Grabungen in dem von der Mauer umschlossenen Innenraum der Burg wird auch dieser Anbau weiter verfolgt werden.

Sehr lange kann die Mauer nicht bestanden haben, das verhindert schon der Gebrauch von Holz zu tragenden Konstruktionsteilen. Dadurch wird die Lebensdauer auf ein bis höchstens zwei Menschenalter beschränkt, wenn sie nicht gar schon eher durch Eroberung zerstört worden ist. Das war jedoch offensichtlich nicht der Fall, denn ein solcher gewaltsamer Zerstörer würde wohl das ganze Bauwerk in Brand gesteckt haben, und es wäre einer jener „Schlackenwälle" entstanden, wie man die Ringwälle bezeichnet, deren Steine bei Verbrennung der Holzkonstruktion verschlackt sind. Zudem würden dann auch Kulturschicht und Pfostenlöcher große Mengen Holzkohle enthalten, die aber hier nur in winzigen Teilchen vorhanden ist. Demnach ist also die Mauer durch Baufälligkeit zugrunde gegangen, und, wie der Befund zeigt, ist weder der Verfall durch Ausbesserungen aufgehalten noch der zerstörte Ringwall jemals wieder erneuert worden.

Die Scherben, die oben auf der Kulturschicht liegen und von den Schuttmassen des Walles bedeckt sind, müssen ebenso wie die Scherben, die auf der Sohle des Grabens — ebenfalls von den Walltrümmern schon wieder verschüttet — mit Sicherheit der Erbauungs- und Lebenszeit des Walles zugeschrieben werden. Durch diese Kleinfunde (Abb. 8 und 9) wird die Zeit des Ringwalles auf das 5. Jahrhundert vor Zw. bestimmt. Die Völkerbewegungen jener Zeit sind noch nicht so genau bekannt, daß man schon sicher sagen könnte, wer diese Burg gegen wen errichtet hat. Es ist die Zeit, in der sich die Kelten, eine Gruppe westisch-dinarisch-italischer Stämme, nach Westen und Norden aus-



Abb. 7. Schnitt II ohne Pfostenspur



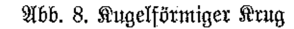


Abb. 8. Kugelförmiger Krug

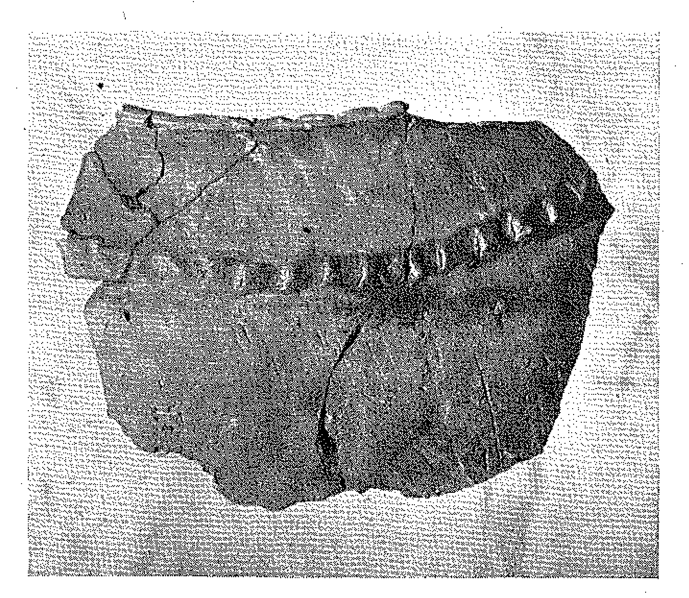


Abb. 9.
Urnenscherbe aus dem Graben

breiten und in der Zone der deutschen Mittelgebirge auf den Widerstand der dortigen, bereits stark germanisch bestimmten seßhaften Bevölkerung stoßen, die man im Rhein-Main-Gebiet vorläufig mit „Urkelten" bezeichnet. Möglicherweise haben also diese „Urkelten" sich zu ihrer Verteidigung bei Dürkheim eine Volksburg gebaut. Die stattliche Größe läßt auf einen starken Volksstamm schließen, der sich in unruhigen Zeiten aus seinen verstreuten Siedlungen in der Rheinebene zwischen Worms und Speyer hier zusammenziehen konnte, um sich selbst und den Zugang nach Westen zur Kaiserslauterner Senke zu schützen. Da sich nach dem ersten Ansturm die Durchdringung mit den indogermanisch verwandten Kelten im wesentlichen friedlich und kampflos vollzog, ist die Burg wohl kaum viel benutzt worden und bald wieder zerfallen. Geblieben aber ist die noch unerforschte kultische Bedeutung des Berges, die in den viele Jahrhunderte späteren germanischen Felszeichnungen für alle Zeiten sichtbar geworden ist.

Berlin, im April 1938.

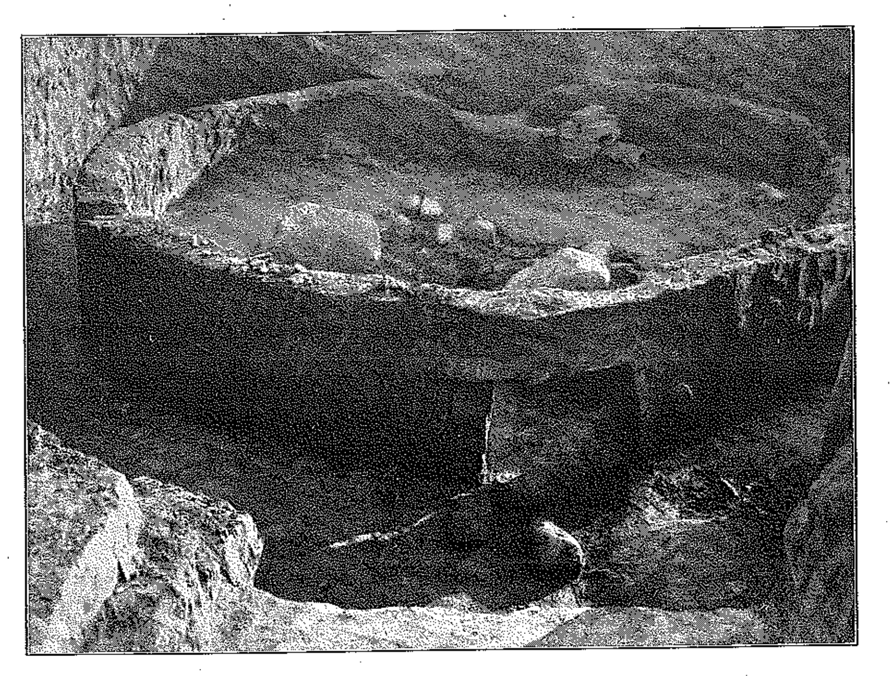
ϟϟ-Obersturmführer H. Schleif.



Ein 1000jähriger Gemeindebackofen im Teutoburger Walde

Von Schulleiter Hermann Diekmann, Oerlinghausen

In 7 Kilometer Entfernung von der Bergstadt Oerlinghausen, das durch seine vorgeschichtlichen Funde und die Wiedererrichtung der germanischen Häuser sich in der Vorgeschichte einen Namen errungen hat, liegt, hart an der Landstraße nach Lage i. L., zwischen dem kleinen Ort Kachtenhausen und Breitenheide, die sogenannte Billinghauser Heide. Riesige Ackerflächen aus Lößlehm, umsäumt von einzelnen Bauernhöfen und Kotten, kennzeichnen dieses Fleckchen deutscher Erde. In einer Tiefe von 1,20 Meter ist der Boden so wasserundurchlässig, daß die Bewohner und Bauern große Anstrengungen machen, des Grundwassers Herr zu werden. Zur Entwässerung zog man schon vor Jahrzehnten tiefe Gräben und legte Dränröhren. Im Sommer 1937 nahm der Bauer Petersmeier diese schwierigen Arbeiten auf seinen Äckern wieder auf. Auf der höchstgelegenen Stelle seiner Ländereien stießen die Arbeiter in einer Tiefe von 60 Zentimeter auf eine rötlich angehauchte Bodenverfärbung. Ein Schuljunge beobachtete diesen roten Ton und brachte davon seinem Lehrer in Billinghausen eine Probe mit. Der Befund wurde mir als Denkmalspfleger gemeldet. Mit Genehmigung der Landesregierung und Bestreitung der Mittel konnte ich dann die vielversprechende Ausgrabung mit zwei Arbeitern am 9. Oktober beginnen. Ein Feld von 7 : 7 Meter wurde planmäßig abgegraben. In 60 Zentimeter Tiefe stießen wir auf die rote Bodenverfärbung, die kreisförmig verlief und einen Durchmesser von 4,50 Meter zeigte. 7 Zentimeter tiefer zeigte sich ein festerer, völlig rotgebrannter Ring an der Innenseite von 10 Zentimeter Stärke. Strahlenförmig verlief die Rötung nach außen bis zu 17 bis 20 Zentimeter Breite. Beim weiteren Ausgraben ergab sich eine Höhe des festen Ringes von 1 Meter.



Der Backofen von NNW. In der Mitte die Steine der Zertrümmerung
Aufn. H. Diekmann

Im Innern des Ringes wurde eine rote Schicht gebrannten Lehms von etwa 20 Zentimeter festgestellt. Darunter war ein Bodenbelag aus Feldsteinen, meistens Muschelkalk und Granit, angebracht. Holzkohle lag in Mengen zwischen den Steinen zerstreut umher. Die Nordwestseite des Ringes zeigte nach innen eine völlige Verglasung. Sechs große Findlinge füllten die Mittelachse des Ringes aus. An der N.-Nordwestseite des festen Tonringes wurde eine aus Findlingen ummauerte Öffnung von 46 Zentimeter Länge und Breite sichtbar. Die Sohle des Loches war mit Steinen gepflastert, ebenfalls der Zugang zur Öffnung. In nord-nordwestlicher Richtung vom Ring ließ sich eine stufenförmige Schräge von 1,40 Zentimeter Breite und etwa 6 Meter Länge durch die Bodenverfärbung nachweisen.

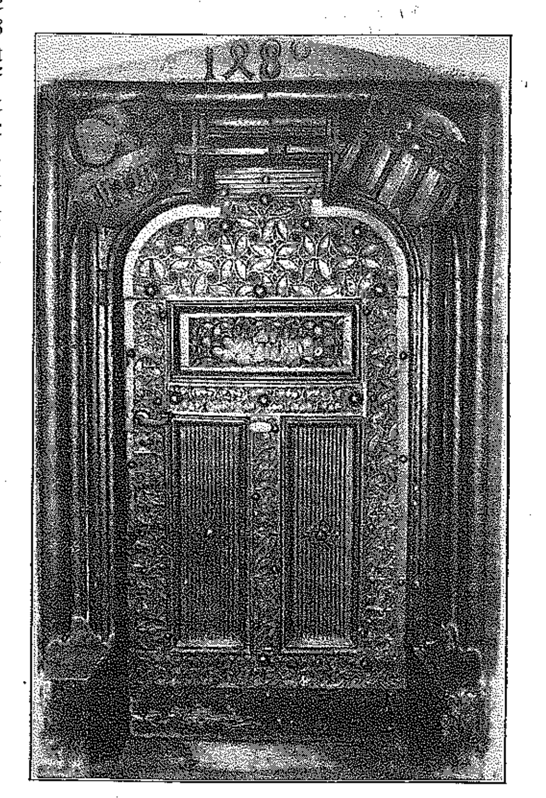
Zwischen und auf dem Bodenbelag des Ofens lagen einige gebrannte Menschenknochen, und zwar waren sie kalziniert. Dr. Krumbein (Nordhorn), der die Knochen untersuchte, schreibt mir: „Die mir übersandten kalzinierten Knochensequester stammen von einem menschlichen Leichenbrand. Wegen der geringen Menge des Materials läßt sich nur mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß es sich um einen kindlichen Brand handelt.“ Zudem fanden sich auf dem Zugangswege und in der zugeschlemmten Öffnung des Ofens aschgrau gefärbte Tonscherben aus dem 12. Jahrhundert, innerhalb des Ofens, auf und zwischen dem Bodenbelag aber Scherben aus der Zeit um 1000 n. Ztw. Das Ende der Benutzung liegt also im 13. Jahrhundert. Dr. Schroller (Hannover), der den ganzen Befund eingehend nachprüfte, kommt nun zu folgender Schlußfolgerung, der ich mich voll und ganz anschließe: „Nach den Einzelheiten der Bauweise wie auch nach der Form zu urteilen, handelt es sich um einen Backofen. Die Bedeutung dieses Backofens ist deshalb eine ganz besondere, weil er zwischen den bisher bekannten Backöfen im Langobardengebiet (die den Jahrhunderten vor und nach der Zeitwende angehören) und den neuzeitlichen Backöfen steht, die etwa seit dem 17. Jahrhundert überliefert sind. Überraschend sind die beträchtlichen Ausmaße, die auf eine große Siedlung in der Nähe schließen lassen. (Es handelt sich also um einen sogenannten Gemeindebackofen, wie solche noch in der Lüneburger Heide in Gebrauch sind. D. Verf.)

Die zuerst gehegte Vermutung (die nach dem Knochenbefund also nicht abwegig war. D. Verf.), daß es sich um eine Leichenverbrennungsstätte handele, kann nach der jetzt festliegenden Zeitstellung nicht aufrechterhalten werden. Rein technisch gesehen, würde der Versuch einer Leichenverbrennung in dieser Anlage auf beträchtliche Schwierigkeiten stoßen, da neben der geringen Eingangsöffnung und der verhältnismäßig schwachen Luftzufuhr darin bestehen, daß für die Ableitung des freiwerdenden Leichenwassers keine Vorsorge getroffen ist. Wie das Auftreten der nach Dr. Krumbein ‚geringen Mengen‘ menschlichen Leichenbrandes im Innern zu erklären ist, vermag ich nicht zu sagen. Es wäre nicht unmöglich, daß der Leichenbrand erst später in den durch Einsturz gebildeten Trichter hineingelangt ist.“

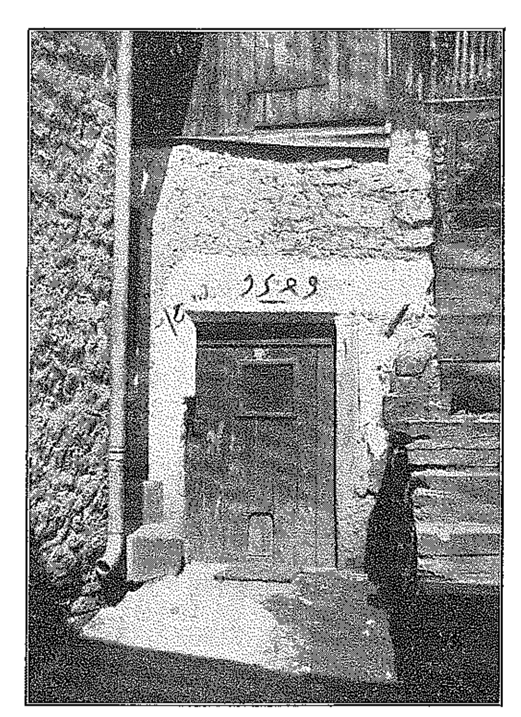
Wegen der Wichtigkeit dieses einzigartigen Backofens schlägt Dr. Schroller eine Konservierung dieser bedeutsamen Anlage vor, um sie der Nachwelt zu erhalten.

Wie mir der Landespfleger für Vorgeschichte mitteilt, hat die Landesregierung bereits dahingehende Schritte unternommen. (Vgl. auch den Aufsatz von Helgar Krieger, Jahrg. 37, Seite 261.)

Die Ziffer 4 als Odilrune. In Handschriften des Mittelalters sowie an alten Häusern findet man in den Jahreszahlen häufig die Ziffer 4 in einer Form geschrieben, die genau mit der („jüngeren“) Rune ᛟ = Odil der Runenreihen übereinstimmt. Diese merkwürdige Tatsache scheint bisher weder von den Runenforschern, noch in der Geschichte unseres Ziffernsystems hinreichend berücksichtigt und gewertet zu sein; man würde auch kaum schon eine endgültige Antwort auf die Frage geben können, ob die Ziffer 4 der „arabischen“ Zahlenreihe (die in Wirklichkeit *indischer* Herkunft sein dürfte) mit der germanischen Odilrune ursprungsverwandt sein kann. In volkläufigen Deutungen spricht man von dieser Rune ᛟ wohl als von der „halben Acht“; aber das ist noch keine befriedigende Erklärung. Anderseits darf man aber wohl aus der Verwendung der Rune für die Ziffer 4 den Schluß ziehen, daß umgekehrt auch die in unseren Haus- und Hofmarken häufig vorkommende „vier“ = 4, die in verschiedenen Stellungen und Verbindungen erscheint, eine besondere, nämlich „eckige“ Schreibung der Odilrune darstellt, und daß darin der Begriffsinhalt von „Odil“, nämlich „Vätererbe“, ausgedrückt wird. Für die Sinndeutung unserer Haus- und Hofmarken ist das eine wichtige Feststellung. Plaßmann.



Die Zahl 1480 über einem Haustor in Siebenbürgen



Rechts: Türsturz an einem Bauernhaus in Blankenheim i. d. Eifel (1549).

Die Fundgrube

Zur 8-geteilten Windrose

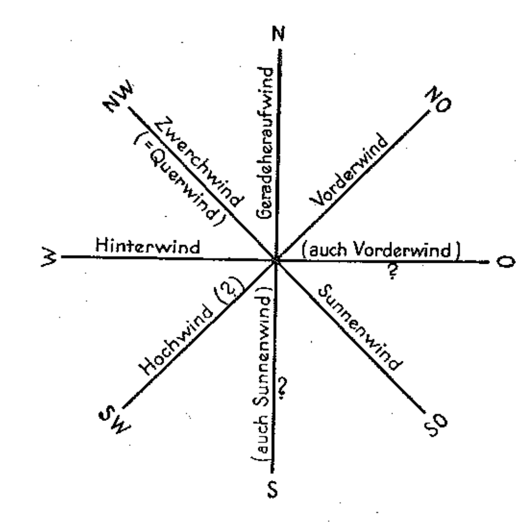
Zwischen den eigentlichen Bauern und den Fischern, die daneben auch Bauern sind, besteht ein wesentlicher Unterschied im Umfang der himmelskundlichen Kenntnisse. Ich konnte am Ammersee feststellen, daß dort die Fischer durchwegs acht Windrichtungen zu bezeichnen wußten, während die Bauern und Handwerker abseits vom See höchstens vier, meist aber nur drei oder zwei Winde kennen, nämlich den guten und schlechten, oder „Bayrwind“ und „Schwabwind“.

Untersuchen wir die Bezeichnungen der Windrose der Ammersee-Fischer, so stoßen wir auf verschiedene gleichbedeutende Namen, meist einen allgemeinen und einen lokal gebundenen. Ich stelle diese offenbar jüngere und ältere Namengebung nebeneinander.

Die Namen der ersten Windrose enthalten nur eine einzige wirkliche „Himmelsrichtung“, nämlich Süden: Sunnenwind = ahd. sundan von Süden her; altnord. sunnanvindur Südwind.

Die übrigen Namen zeigen einmal die Begriffe „*vorne*“ und „*hinten*“. Osten ist vorne, Westen ist hinten; damit verknüpft sich auch der Begriff „gut“ und „schlecht“, weil von Westen das schlechte regnerische Wetter und von Osten das gute trockene Wetter kommt.

In der Bezeichnung „vorne“ und „hinten“ wollten schon manche Heimatforscher die Bewegungsrichtung der germanischen Landnehmer wiedererkennen; das ist aber schon deshalb ausgeschlossen, weil wir auch im Altnordischen das Nebeneinander von aptan = hinten und aptann = Abend, Westen haben. Es spielen hier uralte kosmologische Vorstellungen herein: Osten ist die Richtung der aufgehenden Sonne, die Richtung, mit welcher der Tag beginnt — die Richtung, in welche die Toten blicken und bis vor kurzem auch noch die Beter über deren Gräben blickten. Bis vor einem Menschenalter waren nämlich in Südbayern allgemein noch die Grabkreuze an den Kopfenden der Gräber so angebracht, daß die Schriftseite nach Westen schaute, wo



sich die Angehörigen an Gedenktagen aufzustellen pflegten. Die Alten pflegten auch die Betten stets mit dem Fußende nach Osten zu richten, auch die alten Bauernhäuser waren durchweg so angelegt, daß der Dachgiebel nach Osten sah und im südöstlichen Winkel des Grundrisses die Stube lag. Daß den First am Ostende meist ein Kreuz und am Westende ein Beil oder ein rautenartiges Symbol (Donnerkeil!) schmückte, ist sicher nicht belanglos.

Der Ausdruck „Geradeherauf-Wind" für Nordwind besagt, daß der Beobachter dem Wind entgegenblickt, der bergauf weht.

Da der Ammersee im wesentlichen selbst Nordsüdrichtung hat, nannte man vielleicht deshalb den NW Querwind oder „Zwerchwind".

Anders liegt es bei den rein ortsgebundenen Bezeichnungen, die wie Wessobrunner, Seefelder und Beuerberger Wind gemeinsam nur für den „oberen See" Geltung haben können

Bruno Schweizer.



Die Bücherwaage

L e i f Ø s t b y, **Das Bildnis in Norwegen.** Verlag Diepenbroick-Grüter & Schulz, Hamburg 1937. 90 Seiten, 94 Abbildungen. Geb. 8,80 RM.

Untersuchungen solcher Art sind sehr nützlich, denn sie zeigen auch über einen großen Zeitraum hinüber, wie sehr sich unter gewissen Voraussetzungen das volkhafte Erbe erhalten kann.

Østby untersucht dies auf dem Sondergebiete des Bildnisses in Norwegen und zeigt zuerst, wie in der ausklingenden Wikingerzeit und in der Romanik ein erstaunlich großes „mimisches Interesse" am Abbilden des Menschen vorhanden war, das uns wohl auch in der deutschen Romanik entgegentritt, dort nur noch der näheren Bearbeitung harrt. Die beigebrachten Bilder sind sehr aufschlußreich. Sie tragen bei aller Verbindung mit dem südwestlichen Europa trotzdem spezifisch norwegische Züge.

Aber bereits in der Gotik tritt zuerst eine Erstarrung ein, die dann im 16. und 17. Jahrhundert in eine sehr durchschnittliche Bildniskunst einmündet, in welcher Deutschland und besonders die Niederlande den Hauptteil beistellen. Immerhin bedeutete für Norwegen auch damals noch, gemessen an den anderen Thematen, die Bildniskunst etwas Besonderes, und noch immer lassen sich örtlich scharf umrissene Schulen erkennen. Um 1700 entwickelt sich unter betont holländischem Einfluß ein pathetischer, hochbarocker Bildnisstil, der sehr lange anhält und nach 1760 eine mäßige englische Anregung erfährt, die das der norwegischen Kunst stets innewohnende Malerische noch mehr steigert und das Steife mitunter mildert.

Jakob Munch, der erste bedeutende norwegische Bildnismaler des 19. Jahrhunderts bekennt sich manchmal zu Runge; Tidemand, Arbo, Hedwig Lund und andere beginnen eine tonschöne Biedermeiermalerei und Bergslien, Heyerdahl und Krohg eine Breitpinselzeit, die immer mehr nach Frankreich sieht, bis in Edvard Munch wieder ein Bildnismaler ersteht, der sich vom Ausland befreit und auf sein kantiges Norwegertum besinnt. Das Kraftgeniale und manchmal Übertriebene seiner Art erzeugte Nachahmer des Äußerlichen.

E. Schaffran.

A l f r e d R u s t, **Das altsteinzeitliche Renntierjägerlager Meiendorf.** Mit Beiträgen von Karl Gripp, Walter Krause, Rudolf Schütrumpf, Gustav Schwantes. 146 Seiten, 57 Tafeln, 33 Textabb. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1937.

In mustergültiger Weise werden im vorliegenden Bande die Ergebnisse von der Ausgrabung von Meiendorf hier zum ersten Male im vollen Umfange veröffentlicht, die für die vorgeschichtliche Forschung von größter Bedeutung sind. Meiendorf ist ja ein Ereignis, das unser bisheriges Wissen von der ältesten vorgeschichtlichen Zeit in Deutschland in ungeahnter Weise bereichert. Es ist nicht nur gelungen, den paläolithischen Menschen und seine Kultur in Norddeutschland nachzuweisen, sondern auch Ergebnisse zu erzielen, die unser bisheriges Wissen von Magdalénien in wünschenswerter Weise ergänzen und bereichern.

Geologische, paläobotanische, pollenanalytische und paläontologische Untersuchungen ergänzen die kulturgeschichtliche Bearbeitung der Funde, die uns ein deutliches Bild von dem Leben und von der Gesittung der altsteinzeitlichen Menschen gestatten. Wir beglückwünschen Alfred Rust und seine Mitarbeiter zu diesem glänzenden Ergebnis. Gilbert Trathnigg.

E d m u n d W e b e r, **Um Germanenehre.** Quellenkritische Beiträge zur Germanenkunde. Adolf Klein Verlag, Leipzig.

Unser langjähriger Mitarbeiter Edmund Weber legt eine Reihe in verschiedenen Zeitschriften, u. a. auch in „Germanien", erschienener Aufsätze zusammengefaßt in Buchform vor. Die meisten Abschnitte stellen kritische Auseinandersetzungen dar über bestimmte Quellen zur germanischen Religion. Besonders wertvoll ist der Beweis, daß das viel zitierte Kapitular von Paderborn, in dem den heidnischen Sachsen Menschenfresserei zur Last gelegt wird, nicht die geringste Zeugniskraft hat. Ferner wird u. a. der bekannte Strabowbericht über die kimbrischen Priesterinnen kritisch beleuchtet. Es ergibt sich, daß es eine Mischung von Wahrheit und Dichtung ist und nicht kritiklos verwandt werden kann. Weitere Abschnitte handeln über das Beten, das Trinken und die Leibesübungen der Germanen. Weber wendet sich mit seinen Darlegungen an weiteste Kreise, bringt aber zugleich auch für den Fachwissenschaftler Anregendes und Beachtliches. Wir wünschen dem Heft eine weite Verbreitung. Erfreulicherweise vermeidet es Edmund Weber im allgemeinen, an Stelle des wirklichen Germanentums ein rationalistisches Wunschbild zu setzen. Stellen, die dahin mißverstanden werden könnten, sollten in einer neuen Auflage abgeändert werden. Otto Huth.

Volk und Kultur im Gau Westfalen-Süd. Westfalen-Verlag G. m. b. H., Dortmund. Herausgegeben von Gauleiter J o s e f W a g n e r.

Das Buch gibt eine ausgezeichnete Übersicht über Landschaft, Lebensformen, Geschichte und Menschen eines deutschen Gaues, der unter dem Teilnamen Sauerland eine besondere, bis weit in die Vorzeit zurückreichende Bedeutung gewonnen hat. Es ist die deutsche Landschaft, in der sich älteste Volkheit mit modernster Industrie am engsten berühren, ohne daß die erstere dadurch unheilbaren Schaden erlitten hätte. Der bekannte Dichter Walter Vollmer schildert in Bild und Wort die südwestfälische Landschaft; Mitarbeiter von Rang und Namen geben einen Einblick in Geschichte, Brauchtum, politische Bewegung, Kunst und Wissenschaft des südwestfälischen Gaues. Besondere Beachtung verdient der Beitrag von Dr. Friedhelm Kaiser über Südwestfalens Beitrag zur deutschen Dichtung. Plaßmann.

F r i e d r i c h C o r n e l i u s, **Abriß der germanischen Götterlehre nebst Grundzügen der griechischen Mythologie.** Schaeffers Abriß aus Kultur und Geschichte. 10. Heft. 69 Seiten. 1,50 RM. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer. Leipzig 1938.

Unser Wissen von der germanischen Götterlehre ist in vielen Punkten noch so lückenhaft und unsicher, daß es als ein großes Wagnis zu bezeichnen ist, sie auf wenigen Seiten schlagwortartig zusammenzustellen. Wenn auch der Versuch im allgemeinen gut geglückt ist, so sind doch manche Stellen durch die allzu knappe Darstellungsweise mißverständlich. Verschiedene Fehler, die sich ja bei keiner Darstellung vollständig vermeiden lassen, treten gleichfalls stärker hervor, als es für ein Handbuch wünschenswert ist. Überschätzt wird die Bedeutung der griechischen Religionsgeschichte, die in einem Abriß zur Erhellung der germanischen Religionsgeschichte vorgetragen wurde. Es wäre besser gewesen, darauf zu verzichten und dafür die germanischen Teile etwas ausführlicher zu behandeln. Gilbert Trathnigg.

O t t o R e c h e, **Verbreitung der Menschenrassen.** Verlagsanstalt List und von Bressensdorf. 54 Seiten. 1,— RM.

Reche legt eine ausgezeichnete kleine Rassenkunde vor. Sie ist zugleich als Textheft zu der gleichnamigen Wandkarte gedacht, die in derselben Verlagsanstalt herauskam (Preis 21,— RM. auf Leinwand mit Stäben). Eine solche Karte fehlte bisher. O. Huth.

Germanische Jungmannschaftszucht. Heft 2, Der Wikingbund. Nach Quellen bearbeitet von Fritz Wüllenweber in Quellenreihe zur volkspolitischen Erziehung. 36 Seiten, kart. 0,80 RM. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36, 1937.

Wüllenwebers Zusammenstellung der wichtigsten Stellen über die nordgermanischen Wikinger ergibt ein anschauliches Bild vom Wesen des Wikingbundes. Die Stellen werden durch kurze erläuternde Worte verbunden.

Gilbert Trathnigg.

Arnold Schober, **Die Römerzeit in Österreich.** Verlag Rudolf M. Rohrer, Baden bei Wien. 1935.

Auf knapp hundert Seiten zeichnet Schober ein übersichtliches Bild von der Kultur, die von den Römern während der ersten Jahrhunderte n. Zw. in das Gebiet von Deutsch-Österreich gebracht wurde. Festungsbau und Stadtanlagen, Heiligtümer und Gebäude, Kunst und Kunsthandwerk werden, unterstützt von guten Bildern und Karten, kurz geschildert und beleuchtet. Einige schöne Versuche, das Weiterwirken der einheimischen keltisch-illyrischen Kultur und ihren Einfluß auf die provinzialrömische Kultur darzustellen, sind sehr zu begrüßen. Schade, daß diese Teile nicht stärker ausgeführt wurden. Als Grundlage für die richtige Einschätzung der Kulturentwicklung seit dem Einbrechen der Römer wäre es notwendig gewesen, die vorrömische Kultur wenigstens in groben Zügen aufzuzeigen, damit die weitere Darstellung nicht für den nicht eingearbeiteten Leser den Eindruck macht, als ob plötzlich eine völlig neue Kultur zu beobachten wäre, die im wesentlichen auf römischen Einfluß allein beruht und mit der vorhergehenden Kultur fast keinen Zusammenhang hat. An verschiedenen Stellen ist auch ein Überschätzen des antiken Einflusses auf die Kultur der späteren Jahrhunderte festzustellen, die als „Synthese von Elementen beider Kreise“, dem römischen und dem germanischen, aufgefaßt wird.

Gilbert Trathnigg.



Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrgang, Nr. 22, 1. August 1938. Herbert Weinelt, **Forschung zur Wortgeographie in den Sudetenländern und in den slowakeideutschen Volksinseln.** Das Archiv des Sudetendeutschen Mundartenwörterbuches in Prag hat einen reichen wortgeographischen Stoff gesammelt. Weinelt hat die Karten zur landwirtschaftlichen Wortgeographie bearbeitet, die besonders wichtige Aufschlüsse zu geben vermögen. Die in ihnen berücksichtigten Bezeichnungen des bäuerlichen Lebenskreises sind wenig oder gar nicht von der Hochsprache beeinflußt. Das Ergebnis der kartographischen Darstellung ist, daß der sudetendeutsche Sprachraum vor allem in zwei Bereiche geteilt ist, einen mitteldeutschen und einen oberdeutschen. Zwischen diesen nimmt das Egerland eine Mittelstellung ein. Die Untersuchungen Weinelts sind auch für die Siedlungsgeschichte und Stammeskunde von großer Bedeutung. — **Internationales Archiv für Ethnographie,** Bd. 35, Heft 1—3, 1938. Ernst Schultze, **Die Seeschiffahrt der Philister.** Professor Schultze, der Direktor des Weltwirtschaftsinstitutes der Handelshochschule Leipzig, veröffentlichte im vorigen Jahre eine rassenkundliche Untersuchung zur Geschichte der seefahrenden Völker, über deren Ergebnisse wir seinerzeit in „Germanien“ berichteten. Er legt nun eine gründliche Untersuchung über die Seeschiffahrt der Philister vor. Nachdem bereits Kossinna die unglaubliche Überschätzung der geschichtlichen Rolle der Phönizier gekennzeichnet hatte, macht Schultze endgültig Schluß mit der phönizischen Schiffahrtslüge. Die Phönizier sind erst verhältnismäßig spät zur Seefahrt gekommen, und zwar sind sie seemännisch erzogen worden von dem nordischen Seevolke der Philister. Von irgendeiner selbständigen originalen Leistung der Phönizier auf dem Gebiet der Seeschiffahrt kann keine Rede sein. — **Sudhoffs Archiv,** Band 30, Heft 4/5, 1938. Friedrich Pfister, **Die Schrift eines Germanen über germanische Volksmedizin.** Im 4. Band des Corpus Medicorum Latinorum wurde eine alte volksmedizinische Schrift „über den Dachs“ (de taxone) veröffentlicht, in der eine Fülle von Heilmitteln genannt werden, die dieses wertvolle Tier zu liefern vermag. Der Verfasser dieser Abhandlung ist vermutlich ein Germane, der zur Zeit Theoderichs in Italien lebte. Pfister bezeichnet die Schrift über

den Dachs als „das älteste uns erhaltene germanische Brauchbüchlein“, das „freilich in lateinischer Sprache verfaßt“ ist. Der Dachs hat in der römischen und griechischen Volksmedizin kaum eine Rolle gespielt, wohl aber in der germanischen, wie die deutsche Überlieferung des Mittelalters zeigt. — **Zeitschrift für Namenforschung,** Band 14, Heft 1, Berlin 1938. Das erste Heft des neuen Bandes ist als Sonderheft dem Ersten Internationalen Kongreß für Orts- und Personennamenforschung gewidmet, der im Juli in Paris tagte. Die ehemalige Zeitschrift für Ortsnamenforschung heißt jetzt Zeitschrift für Namenforschung, da sie in gleicher Weise neben den Ortsnamen die von ihnen nicht zu trennenden Personennamen berücksichtigt. Aus dem vorliegenden reichhaltigen Heft heben wir folgende Abhandlungen hervor. Ernst Gamillscheg, Alh **„Opferstelle, Hain“ in nordfranzösischen Ortsnamen.** Unter französischen Orts- und Personennamen begegnen Bezeichnungen, die offenbar von dem germanischen Stamm alh abzuleiten sind, der in gotisch alhs „Tempel“, urnordisch alh „Amulett“, altsächsisch alah „Tempel“ vorliegt. Die Lautentwicklung der französischen Namen wird von Gamillscheg geklärt. Als Beispiele seien die Namen Nivelles aus germanisch niuwialha und Bouafles aus baudalha genannt. Die Bedeutungsentwicklung geht von der Grundbedeutung „Schutz, Stärke“ aus zu den Konkretisierungen „Amulett“ und „geschützter Ort“. „Aber um zu der Bedeutung ‚Tempel, Opferstätte‘ zu gelangen, bedarf es eines weiteren Elementes. Ich vermute daher, daß im Altwestgermanischen nicht alh allein ‚Opferstätte, Tempel‘ bedeutete, sondern baudalh, in dessen erstem Teil der Stamm baud- zu sehen ist.“ — Edward Schröder, **Die Pflanzen- und Tierwelt in den deutschen Frauennamen.** Seit Grimms Abhandlung „über Frauennamen aus Blumen“ (1852) ist die auffällige Tatsache bekannt, daß es keine germanischen Frauennamen gibt, die von Blumen hergeleitet sind. Die einzige Ausnahme, die Grimm damals anführte — Liula „Waldrebe“ —, beruht, wie Schröder zeigt, auf einer alten Verschreibung. „Daß aber die Pflanzenwelt auch in den Frauennamen auffällig zurücktritt (nicht nur in den Männernamen, wo sie von vornherein nicht zu erwarten sind), wird vielleicht denjenigen nicht wundern, der sich erinnert, daß auch in der altgermanischen Kunst, der monumentalen wie der dekorativen, die Pflanzen eine geringe, die Blumen gar keine Rolle spielen.“ Demgegenüber darf aber doch daran erinnert werden, daß Pflanzen und Blumen in der bäuerlichen Volkskunst eine verhältnismäßig große Rolle spielen, was auf alter Überlieferung beruhen wird. Als Beispiel eines alten germanischen Frauennamens, der mit der Pflanzenwelt in Verbindung steht, führt Schröder altnord. Gerd an, das ist unser Gerte, „Schößling einer Pflanze“. Die eigentlichen Blumennamen sind alle erst später und größtenteils aus der Fremde gekommen. Zu nennen sind Blanchefleur, Jolantha (griech. Ἰολάνθη „Veilchenblüte“), dann Rosa, Laura, Lilia, Viola, Susanne (Lilie), Narcissa usw. Frauennamen, die sich von Tieren herleiten, sind dagegen viel zahlreicher schon in germanischer Zeit belegt. Am verbreitetsten sind die Schwanennamen Swana, Swanahild, Swanaburg usw., zu denen auch, wie Schröder zeigt, Sonburg, Songard, Sonhild u. a. gehören (zu neutr. swuon, das sich zu swano verhält wie huon zu hano). Auch das verlorengegangene althochdeutsche Wort albiz, das den Schwan als den weißen Vogel bezeichnet, ist als Frauenname im 9.—11. Jahrhundert belegt. Ferner erscheinen Biene (Bia), Schwalbe (Swala), Bärin, Wölfin, Hindin u. a. — **Unsere Muttersprache,** 2. Jahrgang, Heft 4, 1938. Friedrich Kammerer, **Vom Duzen und Siezen.** In der germanischen Zeit gab es nur die Anrede mit Du. Erst nach der Christianisierung im 9. Jahrhundert tritt mit der alten Anredeform eine neue in Wettbewerb. „Man ist nicht bereit, Gefangenen und Unfreien dieselbe Anrede zuzubilligen wie den Freien. Von den Fernerstehenden verlangt der König das Ihr, und allmählich folgt der Adel diesem Beispiel und grenzt sich mit dem Ihr nach unten hin ab.“ Es beginnt ein Rangstreit zwischen dem Du und dem Ihr, aus dem bis zum 13. Jahrhundert das Ihr als Sieger hervorgeht: „Das Ihr wird die geltende Anrede innerhalb der höfischen Gesellschaft. Aus einer dienenden Stellung hat es sich zu einer herrschenden emporgearbeitet und den Lebenskreis des Du gewaltig eingeengt.“ Es ist Ausdruck der Ehrerbietung geworden und dringt bis in die Familie hinein. Nur in der mundartlichen Bauernsprache bleibt das Du länger erhalten, das auch da überall wieder durchbricht, „wo das Blut spricht“. Später tritt neben das Du und das Ihr als dritte Anredeform das Er, das bis ins 19. Jahrhundert hinein gelebt hat. Im 18. Jahrhundert erst setzte sich als Anrede der Höflichkeit das Sie durch, die Pluralform des Er, das bei seinem Aufkommen auf leidenschaftlichen Widerstand stieß, z. B. bei Lessing, bei Goethe und bei Jakob Grimm, der das Sie einen

Schandfleck in unserer Sprache nannte. „Es ist kein Zweifel, daß das Volksgefühl bis auf den heutigen Tag, und heute wieder besonders stark, in Abwehr gegen das Sie steht. Auf dem Lande ist es da, wo noch echte Mundart herrscht, gar nicht aufgenommen worden.“ — **Sudeta** 14, Heft 2, 1938. Gilbert Trathnigg, **Leibesübung und Wehrerziehung bei den Germanen.** Trathnigg stellt einige Belege zusammen über die Leibesübungen der Germanen, die deutlich zeigen, „daß sie nicht um ihrer selbst willen gepflegt wurden, sondern als Vorschule für den heranwachsenden Krieger“. Mit Recht wird auf die Verbindung der Wettkampfspiele mit dem Kult hingewiesen. Wir sind in „Germanien“ schon häufig auf die kultischen Renn- und Kampfspiele eingegangen, die ein Erbe aus altgermanischer Zeit sind. Beachtenswert sind die Belege für die germanischen Truppenübungen. — **Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 11. Jahrgang, Heft 3, 1937. Richard Hünnerkopf, **Die germanische Bauernart.** Wie Riehl hervorhob, ragt im Bauernstand „die Geschichte alten deutschen Volkstums leibhaftig in die moderne Welt herüber“. H. vergleicht das deutsche Bauerntum mit dem altisländischen und kommt zu dem Ergebnis, daß die Ähnlichkeiten groß sind: „Das Leben in Haus, Hof und Familie, die Stellung der Frau, die des Gesindes, die Bedeutung der Sippe, das ganze Gemeinschaftsleben — dies alles zeigt unverkennbare Verwandtschaft. Und diese erkennen wir nicht nur in der äußeren Formung und Sitte, sondern auch im inneren Wesen dieser Bauern.“ Wo man bisher Alttestamentliches beim deutschen Bauern — zum Beispiel in seiner Stellung zur Gottheit — hat erkennen wollen, zeigt sich dem Tieferdringenden vielmehr Altgermanisches. — Karl August Becker, **Irrwische, Feuermänner und Feuerdrachen.** Becker stellt Erlebnisberichte über jene bisher nicht erklärten Lichterscheinungen zusammen, die die Veranlassung zu den Volkserzählungen von Irrwischen und Feuerdrachen gaben. — Friedrich Mößinger, **Der Riese im Brauchtum.** In dieser fleißigen Arbeit ist ein umfangreicher Stoff über die Riesengestalten des Brauchtums gesammelt, wie sie vor allem im Frühlingsbrauchtum Deutschlands, Belgiens, Frankreichs, Englands u. a. erscheinen. Dieser Riese, der die winterlichen Mächte verkörpert, ist bereits auf den nordischen Felsbildern nachzuweisen. „Deutlich wird, wie über die Jahrtausende hinweg der „Riese“ im Brauchtum sich in mancherlei Ausprägungen als ein Kernstück des alten Volksglaubens bis in die Gegenwart erhalten hat.“ M. weist zum Schluß darauf hin, daß „die Riesen unserer Sagen gleichsam nur Spiegelungen unserer Bräuche sind“. — Aloys Wannenmacher, **Rätselhafte Kultfiguren aus Blei.** Drei merkwürdige Bleifiguren des kurpfälzischen Museums in Heidelberg, die höchst altertümlich anmuten, werden von W. in Abbildungen wiedergegeben. Ihre Herkunft, Bedeutung und ihr Alter ist noch ungeklärt, zu vermuten ist, daß es sich um Kultfiguren aus der karolingischen oder frühmittelalterlichen Zeit handelt. Alle drei Figuren tragen ein Hakenkreuz auf der Brust und zwei außerdem runenartige Zeichen. — Max Faßnacht, **Deutsche Volksbräuche bei Joannes Boemus.** Der Abschnitt über die Bräuche der Franken aus der Völkerkunde des Ulmer Humanisten J. Boemus vom Jahre 1520 wird von F. im Urtext abgedruckt mit einer nebengestellten Übersetzung. Damit ist dieser wichtige volkskundliche Bericht leicht zugänglich gemacht. — Eugen Fehrle, **Die Uffertbrut in Vögisheim (Baden).** Am Himmelfahrtstage zieht in Vögisheim die Uffertbrut, das heißt Auffahrts-Braut, Braut des Himmelfahrtstages, um. Heute sind es zwei Mädchen in weißen Kleidern mit vorhangartigem Tuch um den Kopf. Von einer Kinderschar gefolgt, ziehen sie durchs Dorf, sagen Segenssprüche und bekommen dafür Gaben. Früher waren es nicht zwei, sondern drei Mädchen, allein die mittlere hatte den Kopf bedeckt und galt als die Braut. Wie Fehrle darlegt, gehört die Uffertbrut in die Reihe der Segensgestalten wie Luzia, die zuletzt zurückgehen auf eine germanische Gestalt.

Otto Huth.

Dilettantismus, ernstlich behandelt, und Wissenschaft, mechanisch betrieben, werden Pedanterei.

Goethe

 Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C 2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 Oktober Heft 10

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Dauerhaftigkeit oder Überfremdung?

Von J. O. Plaßmann

Die Rückführung der Reichskleinode des alten Reiches aus der ehemals kaiserlichen Hofburg in Wien nach Nürnberg, „in des Reiches Mitte“, hat die Aufmerksamkeit der Deutschen zum ersten Male seit langer Zeit wieder auf diese ehrwürdigsten Zeugen der ersten staatlichen Schöpfung der Deutschen gelenkt, die wir trotz aller Vorbehalte in dem von Heinrich I. neubegründeten ersten Reiche der Deutschen bewundern müssen. Das ehrwürdigste unter diesen Kleinoden ist wohl die heilige Lanze, denn sie ist das älteste und auch am frühesten bezeugte Kleinod unter den Reichsinsignien. Schon unter den Königszeichen, die der sterbende Konrad von Franken im Jahre 919 an seinen großen Gegner Heinrich von Sachsen überbringen ließ, wird eine „sacra lancea“ erwähnt; die später von Heinrich und Otto I. geführte heilige Lanze war jedoch anderen Ursprungs. Heinrich hat sie sich im Jahre 926 nicht ohne sanften Druck von Rudolf II. von Burgund ausliefern lassen, und dieser hatte sie 922 von den langobardischen Herzögen als Wahrzeichen der langobardischen Königsherrschaft erhalten. Ein Wahrzeichen also, das durch die Hand zweier edler germanischer Völker an das deutsche Volk gelangt ist, und damit ein dreifach wertvolles Sinnbild germanischer Dauerhaftigkeit.

Otto Höfler hat in seiner grundlegenden Arbeit über das germanische Kontinuitätsproblem die Bedeutung dieses heiligen Speeres für die Dauerhaftigkeit germanischer Anschauungen und damit auch germanischer Gefühlswerte zum ersten Male klargelegt. Wir haben diese Arbeit besonders begrüßt, weil wir selbst von jeher in der Ergründung der inneren Kontinuität, das heißt der Dauerhaftigkeit des germanischen Wesensinhaltes, in unseren deutschen Lebenswerten die Voraussetzung für die Wiedererweckung eines wirklich deutschen Kulturbewußtseins gesehen haben: eine Zielsetzung, die wir auch in der inhaltlichen Gestaltung dieser Zeitschrift verfolgen. Wenn Otto Höfler den heiligen Speer mit Sicherheit auf Wodans Speer zurückführen kann, so bedeutet das für uns weit mehr als eine gleichgültige kulturwissenschaftliche Feststellung: es ist uns eine unmittelbare Bestätigung dafür, daß die großen Taten unserer Reichsgründer und -mehrer

aus Gefühlselementen hervorgegangen sind, die ihnen nicht von außen her suggeriert worden sind, sondern ihnen mit der rassischen und kulturellen Erbmasse überkommen, das heißt von den germanischen Nornen in die Wiege gelegt worden sind. Und das trotz aller scheinbar fremdartigen Formen, unter denen sich die Äußerungen dieser Reichsgewalt zum Teil vollzogen haben; und die uns allerdings im wesentlichen nur deshalb so fremdartig vorkommen, weil wir sie fast nur aus mönchischen Berichten kennen, und auch weil viele unserer Historiker von sich aus fremde Elemente hineingesehen haben.

Albert Brackmann hat nun kürzlich, offenbar angeregt durch Höflers Arbeit, eine Untersuchung über „Die politische Bedeutung der Mauritiusverehrung im frühen Mittelalter" veröffentlicht[1], in der er im wesentlichen die Geschichte der legendären Deutung der heiligen Reichslanze als „Lanze des hl. Mauritius" und deren staatsrechtliche Auswirkung darstellt. Er schließt seine kenntnisreichen Feststellungen mit den Worten: „Damit wird die heilige Lanze zu einem typischen Beispiel weniger für die Kontinuität germanischer Rechtsanschauungen (so Otto Höfler, Das germanische Kontinuitätsproblem), als gerade umgekehrt für die Wandlung altgermanischer Vorstellungen unter römisch-kirchlichem Einfluß."

Was soll eine solche „Feststellung" besagen? In Wirklichkeit ist es überhaupt keine Feststellung, sondern ein ganz subjektives Werturteil, das in die bestechende Form eines objektiven wissenschaftlichen Ergebnisses gekleidet ist. Die germanische Herkunft des heiligen Speeres ist in der Abhandlung durchaus nicht widerlegt, es ist nicht einmal der Versuch dazu gemacht worden, aber das Urteil steht fest. Ja, es hat von allem Anfang an festgestanden und ist, wenn man genauer hinsieht, sogar der eigentliche Ausgangspunkt der Untersuchung gewesen. Und damit wird eine solche „Feststellung" zu einem „typischen Beispiel", weniger für eine objektiv ermittelte Tatsache, als gerade umgekehrt für die Umdeutung objektiver Tatsachen unter dem Einfluß einer Denkweise, die noch einem großen Teil unserer Historiker und sogar unserer Germanisten eigen ist, und die man ihnen persönlich nur deshalb nicht im vollen Umfange zur Last legen kann, weil sie der Kontinuität kirchlicher und römisch-humanistischer Kulturanschauungen entspringt.

Wir nehmen nicht an, daß D. Dr. Albert Brackmann solche Feststellungen aus bewußter Ablehnung einer germanisch-deutschen Betrachtungsweise zugunsten einer römisch-kirchlichen trifft; allerdings entspringen sie noch weniger einem warmen Gefühl für das Germanische. Es ist im Grunde die gleiche Auffassung, die die Humanisten von ihren scholastisch-kirchlichen Vorgängern übernommen und zum guten Teile noch verschärft haben: wenn sie nämlich an die Stelle des mönchisch-asketischen ein antik-humanes Kulturideal setzten, so konnten sie noch viel weniger als jene überhaupt das Vorhandensein einer andersgearteten Kultursubstanz mit eigenem Lebensrechte anerkennen. Denn ihre Kulturanschauungen wurzeln ja gar nicht in dem ursprünglichen, nordisch bedingten Griechen- und Römertum, das erst jetzt unter dem Einfluß der indogermanischen und vorgeschichtlichen Forschung eine echte Würdigung erfährt, sondern in dem hellenistisch-spätrömischen Kulturschematismus, der bereits stark unter jüdischem Einfluß stand und sich deshalb bis in die jüngste Zeit hinein der besonders pfleglichen Behandlung durch jüdische und jüdisch beeinflußte Gelehrte erfreute. Auf diesem Gebiete können wir allerdings eine erstaunliche „Kontinuität" feststellen: man braucht nur irgendeinen humanistischen Schriftsteller des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zu lesen, wenn er sich irgendwo über Glauben und Brauch des Volkes ausläßt, um festzustellen, daß seine Geisteshaltung sich wenig von der jener heutigen Gelehrten unterscheidet, die an lebendigem Gut so lange herumsezieren, bis sie es mit Fug und Recht in den Bereich des „Primitiven" und damit Undiskutablen verweisen können. Und so läßt sich denn mit Leichtigkeit aus der

[1] Forschungen und Fortschritte, Nr. 23/24 v. 10./20. August 1938.

„Kontinuität" eine „Superstitio"[1] machen — ein Begriff, der ebenso alt ist, wie die hellenistisch-spätrömische Kulturbetrachtung selbst.

Jakob Grimm und die anderen Begründer einer germanischen Kulturwissenschaft haben zum ersten Male den Versuch gemacht, die Tyrannei dieser Art von Humanismus zu brechen, indem sie Germanisches mit germanischen Augen ansahen. Dieser Versuch hat tatsächlich in der Aufzeichnung und Wiederbelebung von Sagen, Märchen und Bräuchen unersetzliches Volksgut gerettet und wieder dem deutschen Volksgemüte zugeführt. Aber bei der herrschenden Wissenschaftsrichtung hat er im wesentlichen keine Gnade gefunden. Auf den Lehrstühlen hatte ein germanistisch aufgemachter Neuhumanismus das Feld wiedererobert: die „romantische Schule" wurde verdrängt und mitleidig belächelt, ja eine instinktive Scheu vor germanischer Betrachtungsweise machte sich breit, und ihre Ablehnung wurde geradezu zum Kriterium wissenschaftlicher Denkweise gemacht. Noch heute kann man bei manchem Gelehrten beobachten, daß er sogleich in eine Art von innerer Abwehrstellung gerät, wenn man ihm zumutet, Germanisches aus deutscher Empfindung zu deuten, anstatt der heiligen Objektivität Verehrung zu zollen, die in Wirklichkeit nichts anderes ist, als ein Götzenbild allersubjektivster, hellenistisch-neuhumanistischer „Superstition". Zu welch grotesken Urteilen eine solche Geisteshaltung führt, dafür könnten wir zahlreiche Beispiele anführen; es soll nur eines herausgegriffen werden, das uns heute besonders erheitern, aber auch nachdenklich stimmen mag.

Tacitus berichtet von dem durchdringenden Blick der blauen germanischen Augen, der „acies oculorum", die schon die Römer Cäsars fürchteten, und in dem er mit Recht ein Rassemerkmal der nordischen Germanen sieht. Victor Hehn[2] aber weiß hierzu folgendes zu sagen: „Neben der Farbe gelten auch die Oculi truces, die torvitas luminum für ein Merkmal der germanischen und anderer Barbaren des Nordens. Erst die Kultur, die das innere Leben weckt, beseelt auch das Auge, das bei den Waldbewohnern noch den eigentümlich frischen Blick des Jagdtieres oder den scharfen des Raubvogels hat." Und er zitiert dazu eine Äußerung von Vambéry über die Kurden: „Ist es der unüberwindliche Haß gegen vier Wände, oder der grenzenlose Horizont, oder das Leben im Freien, welche diesen Glanz in die Augen der Nomaden hineinzaubern?" Nun ist für uns, die wir einen Adler im Reichswappen führen, der Vergleich mit einem Raubvogel an sich nichts Beleidigendes; was hier aber gemeint ist, das ist, zumal im Zusammenhang mit den „Waldbewohnern" und „Nomaden", ein ganz besonders typisches Beispiel für eine „wissenschaftliche" Haltung, die nur durch den eigentümlich verschleierten Blick des humanistisch verbogenen Stubengelehrten erklärt werden kann. Von hier reicht allerdings eine erstaunliche Kontinuität zurück bis zu Varus, der in den Germanen auch nichts anderes sah als eine Art von Tieren, die mit den Menschen nur eine äußerliche Ähnlichkeit hätten. Daß solche Erzeugnisse „deutscher Wissenschaft" mit der Greuelkolportage der letzten vierundzwanzig Kriegs- und Friedensjahre eine verdächtige Ähnlichkeit haben, wollen wir nur andeuten.

Dies ungewöhnlich krasse Beispiel sollte dartun, wohin in der letzten Folgerung eine Haltung führt, die Menschen, Dinge und Gefühlswerte, die für uns zum rassischen und geistigen Erbe gehören, mit Augen ansieht, die an ganz fremden Maßstäben geschult sind. Nur eine Art von Bewußtseinsspaltung kann zu einer solchen Betrachtungsweise führen; eine solche Bewußtseinsspaltung wird aber keiner als ein Zeichen erfreu-

[1] Dies lateinische Wort, das von superstes, „überlebend", abgeleitet wird, kennzeichnet in der Sprache der hellenistischen Schriftsteller und der Bekehrer ungefähr das, was von ihren heutigen Geistesverwandten mit „Aberglauben" bezeichnet wird: nämlich jegliche Äußerung von Glaube und Brauchtum, die nicht in das eigene Schema paßt.

[2] Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Anmerkung 97 zu Seite 457.

licher geistiger Gesundheit deuten. Wilhelm Grönbech[1] hat diese Verbiegung unseres wissenschaftlichen Denkens trefflich gekennzeichnet, wenn er sagt: „Wir mißdeuten, was wir die Personifizierung der Natur durch den primitiven Menschen nennen, weil wir die Mythologie im Lichte der hellenistischen Philosophie sehen; unsere poetische Sprache sowohl wie unsere wissenschaftliche Terminologie ist aus alexandrinischem Anthropomorphismus abgeleitet, und die ganze europäische Spekulation über Mythen und Legenden hat unter der Herrschaft der Mentalität der Stoiker und Neuplatoniker gestanden, welche die ursprünglichen griechischen Gedanken über Natur und Mensch in ein rationalistisches und sentimentales System zu verwandeln suchten."

Wir stehen heute erst am Anfang einer wirklichen Germanenkunde, die sich erst ihrer hellenistisch-humanistischen Fesseln entledigen muß, um wieder mit germanischen Augen sehen zu lernen, was dem alexandrinischen Blick unsichtbar oder unverständlich und daher barbarisch ist. Mit diesem germanischen Auge werden wir die Dauerhaftigkeit in den Erscheinungen des deutschen Lebens erkennen; wir werden den Saftstrom sehen lernen, der den germanisch-deutschen Lebensbereich von den Wurzeln bis in die Zweige wie einen einzigen, riesigen Baum durchdringt, und dann werden wir an diesem Strome selbst wieder lebendigen Anteil haben. Wissenschaftliche Tatsachen als solche sind objektiv. Aber sie sind nicht indifferent: das heißt, die Art, wie wir sie auf unsere Lebensschau und auf unser Lebensgefühl beziehen, ist bei aller Objektivität der reinen Tatsachen Sache der eingeborenen Gesinnung. Wunschbilder an die Stelle von Wahrheiten zu setzen, lehnen wir entschieden ab. Aber noch entschiedener weigern wir uns, germanische und deutsche Dinge einer Wertung zu unterwerfen, deren Maße einer uns völlig fremden Welt entnommen sind. Denn bei einer solchen Wertung wird man immer statt der germanischen Dauerhaftigkeit die Wandlung sehen, die unter dem Namen der „Transsubstantiatio" gleichzeitig Maßstab und Ziel einer ungermanischen Kulturauffassung gewesen ist und offenbar noch ist. Wir glauben an die Dauerhaftigkeit des germanischen Erbes, und darum können wir sie in der Germanenkunde und in der Volkskunde an einer Fülle von Beispielen erweisen.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.
(Goethe, Zwischengesang.)

[1] Kultur und Religion der Germanen, S. 171.

Nichts ist mehr zu wünschen, als daß Deutschland gute Geschichtschreiber haben möge. Sie allein können machen, daß sich die Ausländer mehr um uns bekümmern. Es müssen aber ja keine Begebenheitsberichtiger sein, oder sie müssen uns die Mühe in dem Werk nicht sehen lassen. Sie müssen Selbstverleugnung genug besitzen, das Resultat von einer monatelangen Untersuchung in einer Zeile hinzuwerfen, so daß es vielleicht unter Tausenden kaum einer für so sehr kostbar hält; allein gefunden wird es gewiß, wenn jetzt nicht, vielleicht doch nach tausend Jahren.

Georg Christoph Lichtenberg

Haithabu, der erste Ostseehafen des Deutschen Reiches

Von Herbert Jankuhn

Die politische Lage Nordeuropas war in der Zeit der Machtbegründung Haithabus durch zwei Ereignisse bestimmt, die auch für die spätere Geschichte der Stadt von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Auf der einen Seite war im Küstenbereich der Nordsee der Verlauf der historischen Ereignisse durch den großen Kampf um die Vormachtstellung an der Küste und um die Niederzwingung des sächsischen Widerstandes gegen das karolingische Universalreich gegeben. Mit dem Abschluß dieser Kämpfe war südlich der Eider und westlich der Elbe ein gewaltiges Staatsgebilde entstanden, das für Jahrhunderte den politischen Mittelpunkt Europas bilden sollte. Die Versuche dieses großen Blockes, in Zeiten politischer Kraftentfaltung weit nach Norden und Osten auszugreifen, haben die Geschichte Haithabus ebenso stark bestimmt, wie die durch die Wikingerzüge bedingte zweite machtpolitische Umgestaltung der nordeuropäischen Verhältnisse. Auch diese Bewegung, die fast in dieselbe Zeit fällt wie der große fränkisch-sächsische Schicksalskampf, führte zu Veränderungen, die für die Geschichte der Stadt von großer Bedeutung werden sollten.

Schon die Begründung der Machtstellung Haithabus gehört in die Geschichte dieses großen nordsüdlichen Gegensatzes, der um 800 unserer Zeitrechnung im Raume zwischen Elbe und Schlei entsteht. Die Wikingerzüge sind, wie jede Bewegung unserer Geschichte, nicht das Ergebnis einer plötzlich sich vollziehenden Umgestaltung, sondern einer langen

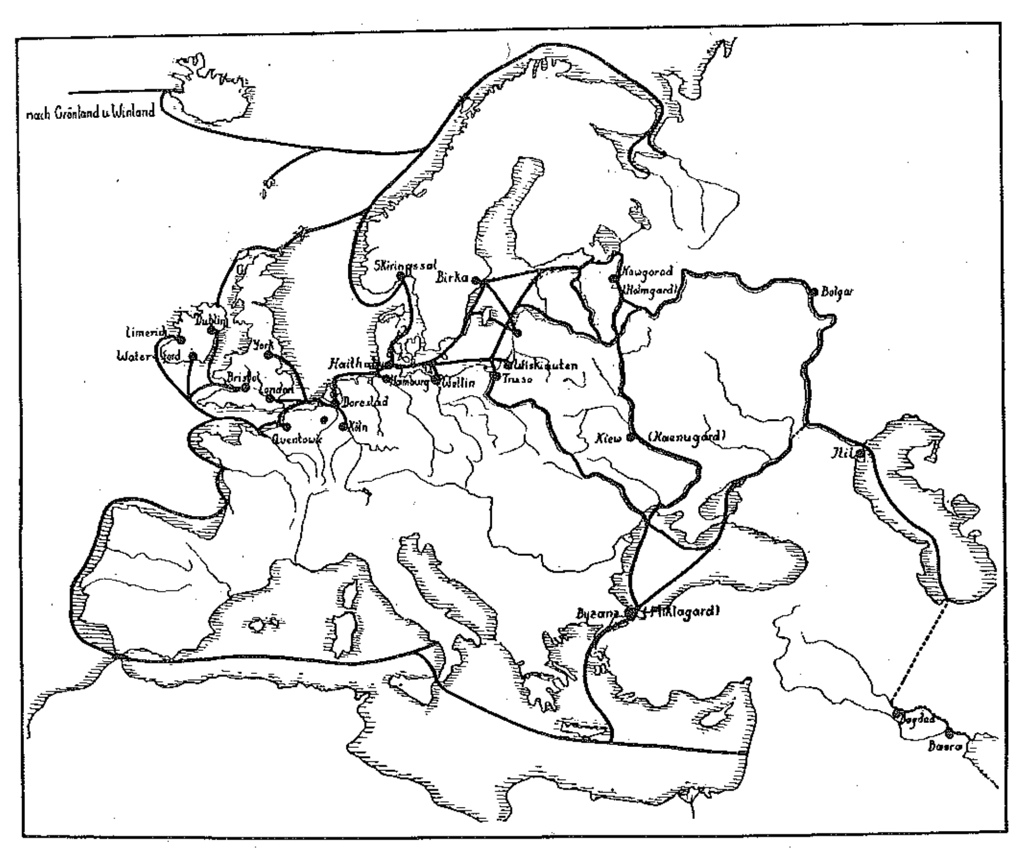


Abb. 1. Handelswege der Wikinger



Abb. 2. Haithabu, Luftbild
Aufn.: Hansa Luftbild GmbH. Freigegeben RLM

Entwicklung, und ihre Wurzeln liegen weit zurück. In der germanisch-römischen Auseinandersetzung an Rhein und Donau hatten die Skandinavier eine sehr zurückhaltende Stellung eingenommen, wahrscheinlich deshalb, weil sie durch die großen ostgermanischen Völkerzüge der davorliegenden Jahrhunderte in ihrer Kraft stark geschwächt waren. Allmählich aber wurden diese Lücken ausgefüllt, und als zu Beginn der Völkerwanderungszeit vereinzelte historische Lichtstrahlen in das nordeuropäische Gebiet fallen, da erkennt man die großen Veränderungen, die sich hier vollzogen haben. Die Zeit der kleinen Stammessplitter ist auch hier abgelöst durch die Bildung größerer Stammesverbände, die im Kampf miteinander zur endgültigen Ausformung der drei nordischen Reiche führen sollten. In Schweden bildet sich um das eindrucksvolle Kultzentrum von Alt-Uppsala das Stammesgebiet der Svear, in Westergötland entsteht ihnen in den Gauten der ebenbürtige Gegner im Kampf um die Vormachtstellung in Schweden. Im südlichen Teil Skandinaviens gelingt es den Dänen, nach der Überwindung der sich ihnen entgegenstellenden Kräfte zur Ausformung eines eigenen Reiches mit dem sagenumwobenen Königssitz von Lejre auf Seeland zu kommen, während in Norwegen der Grund für die spätere Einigung des norwegischen Reiches durch die Festsetzung des Vestfoldgeschlechtes am Ufer des Oslofjordes gelegt wird. Diese Machtkonzentration, wie sie auch im westgermanischen Bereich durch die Schaffung größerer Stammesverbände erfolgt war, findet ihren Niederschlag nicht nur in den reichen Grabfunden des Nordens selbst, sondern in einem Ausdehnungsstreben, das schon in dieser frühen Zeit zu Vorstößen über die See geführt hat. Seit dem 6. Jahrhundert gehen über die Ostsee Wikingerzüge aus dem Gebiet der Svear und von der Insel Gotland, die in fast allen Jahrhunderten ein kultureller Mittelpunkt des Ostseeraumes gewesen ist. Diese beiden Bewegungen führen zu einer Schaffung nordgermanischer Siedlungen an der finnischen und südostbaltischen Küste. Im westlichen Teil der Ostsee scheint es das Dänentum zu sein, das einerseits nach Süden zu ins Odermündungsgebiet übergreift, auf der anderen Seite aber als Hauptstoßrichtung die Bewegung nach Jütland hin erkennen läßt und von Jütland aus schon jetzt in vereinzelten Seezügen über die Nordsee nach Westen zu vordringt.

Eine entsprechende Bewegung läßt sich auch für Norwegen feststellen, wo wir schon vor der eigentlichen Wikingerzeit Seezüge nach den gegenüberliegenden Teilen von Schottland und den nördlich vorgelagerten Inselgruppen erkennen können. Das, was in der Wikingerzeit in zunehmendem Maße der Fall ist, läßt sich also schon für die Völkerwanderungszeit mit Sicherheit nachweisen. Zwei Arten von Zügen, in vielem miteinander verwandt, in manchem abweichend, können wir in dem spärlichen Quellenbestand erkennen. Die eine, durch Raumnot diktiert, führt ganze Sippen und Sippenverbände zur Landnahme



Abb. 3. Luftbildplan von Haithabu
Aufn.: LKK VI. Kiel Stabsbildabteilung. Freigegeben RLM

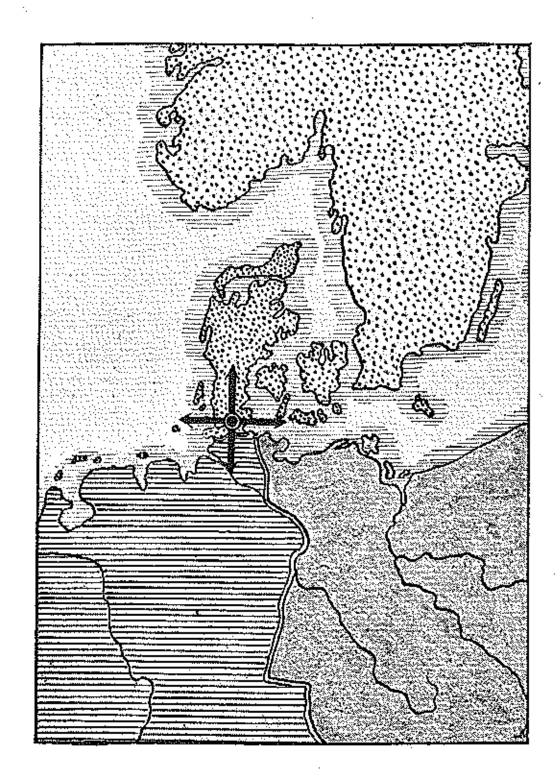


Abb. 4. Lage von Haithabu auf der Grenze zwischen Nordgermanen, Westgermanen und Slawen

in einem fremden Gebiet und damit zu einer bäuerlichen Durchdringung dieses neuerschlossenen Raumes; die andere, getragen von der Unternehmungslust und dem Herrschaftswillen einzelner, unternehmender Persönlichkeiten, führt zur Herrschaftsbildung im fremden Land, ohne daß jeweils eine eigene bäuerliche Siedlerschicht vorhanden ist. Es entstehen auf diesem Wege jene Machtbereiche, gebildet von einer dünnen Kriegeradelsschicht, die wir noch in der späteren Wikingerzeit an einzelnen Beispielen, wie an England und an Rußland, klar erkennen können. Diese beiden Grundformen germanischer Staats- und Herrschaftsbildung finden sich also nicht erst in der Wikingerzeit nebeneinander, sondern schon in der Völkerwanderungszeit. So ist auch der große Wikingervorstoß nach Südwesten, der um 800 das Gebiet der Schlei erreicht und unmittelbar zur Gründung von Haithabu führt, nicht ein so plötzliches Ereignis, das ohne irgendwelche Vorläufer eintritt. Es ist vielmehr der Ausläufer einer langen Bewegung, die im Laufe einiger Jahrhunderte eine immer weiter westwärts gehende Volksbewegung des Dänentums kennzeichnet, die an der Schwelle des Abschnittes, den wir als eigene Stilperiode mit dem Namen Wikingerzeit belegen, ihre weiteste südwestliche Grenze erreicht. So läßt sich also schon seit Jahrhunderten im westlichen Ostseebecken ein von Nordosten nach Südwesten gehender Druck erkennen, und ihm entgegen wirkt der durch die Schaffung des fränkischen Großreiches verstärkte Druck der deutschen Stämme nach Osten und Norden. In dieser Zeit um 800 wird der Raum zwischen Elbe und Schlei das politische Kraftfeld, in dem diese beiden großen Bewegungen aufeinandertreffen, und daß es gerade in der Zeit um 800 hier zu einer gewaltsamen Entladung kam, liegt nicht zum wenigsten wohl auch daran, daß die beiden großen Bewegungen jener Zeit in zwei großen Gestalten der Geschichte ihre persönliche Verkörperung finden.

In Göttrik und Karl sind diese beiden aufeinanderstoßenden Bewegungen personifiziert. Das Glacis zwischen den beiden Gebieten wird durch den Siedlungsraum der nordelbischen Sachsen gebildet. Der Kampf um dieses Gelände hat auf die Entstehung und die

erste Entwicklung von Haithabu einen großen Einfluß gehabt. Nachdem in den neunziger Jahren des 8. Jahrhunderts der Widerstand des westelbischen Sachsengebietes gebrochen war, hat das Frankenreich in den Jahren 799, 802 und 804 militärische Versuche zur Unterwerfung des letzten sächsischen Gebietes gemacht. Als im Jahre 804 ein fränkisches Heer Teile der sächsischen Siedler aus ihrer Heimat fortführte, schien der fränkische Sieg im Gebiet nördlich der Elbe gesichert zu sein. In diesem Jahre erfahren wir, daß Göttrik in der Zeit, in der fränkische Truppen im nordsächsischen Gebiet operieren, Flotte und Heer an der Schlei zusammenzieht. Die durch das Übergreifen im Jahre 804 geschaffene Situation hat wohl in Göttrik keinen Zweifel darüber gelassen, daß mit der endgültigen Unterwerfung des nordelbischen Gebietes dieselbe Gefahr auch seinem Reich drohte. So ist

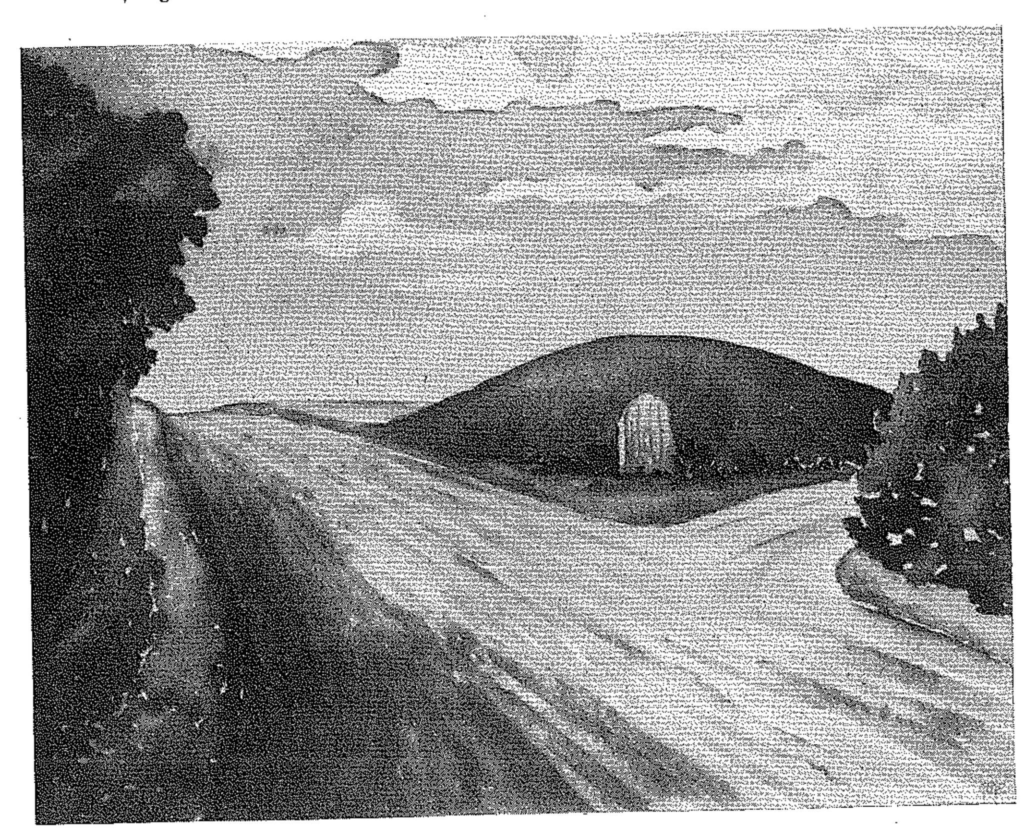


Abb. 5. Rekonstruktion des ursprünglichen Befundes beim Runenstein von Brisdorf.

er in den nächsten Jahren dem fränkischen Gegner zuvorgekommen und allmählich zum Angriff übergegangen. Im Jahre 808 stößt er in das Gebiet der mit den Franken verbündeten Slawen vor, zerstört dort eine Stadt und siedelt die Kaufleute im Schleigebiet an. Damit ist die Begründung der Machtstellung von Haithabu vollzogen, wenn wir in diesem Akt auch keinesfalls die Neugründung der Siedlung zu sehen haben, denn als unbedeutender Hafenort ist die Stadt schon vorher vorhanden gewesen. Dieser Vorstoß in das mit dem fränkischen Reich verbündete Slawengebiet bedeutet das erste entscheidende Heraustreten der Dänen aus ihrer Neutralität, und dieser Gewaltakt hat Göttrik wohl eine fränkische Gegenmaßnahme befürchten lassen. Um für alle Fälle gesichert zu sein, befiehlt er die Errichtung einer Landwehr, die das Gebiet der neugegründeten Handelsstadt gegen Süden schützt.

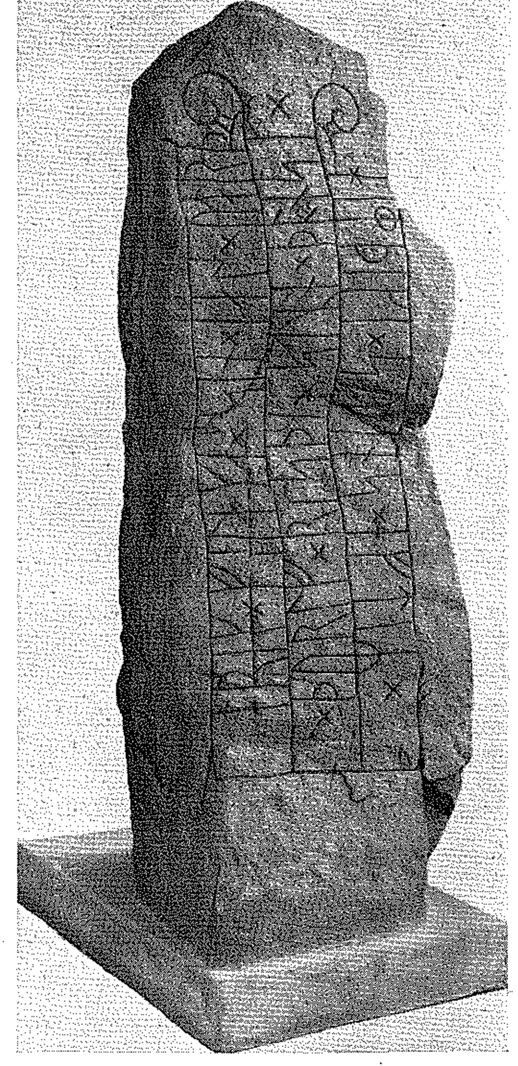


Abb. 6. Der Erikstein vom Kreuzberg bei Haithabu

„Thurlf errichtete diesen Stein,
der Heimgenosse des Sven
für Erik
seinen Genossen
der getötet wurde, als die Männer saßen
um Haithabu;
er war aber Steuermann
ein recht guter Mann."

Der Frankenkaiser hat noch einmal versucht, die Verhältnisse nördlich der Elbe auf dem Verhandlungswege zu regeln. Im Jahre 809 hören wir von Besprechungen zwischen seinen Bevollmächtigten und den Gesandten des Dänenkönigs. Aber noch im gleichen Jahre belehrt ein gleicher dänischer Vorstoß ins Slawengebiet ihn von der Unmöglichkeit, diese Verhältnisse auf diplomatischem Wege zu klären. Er faßt den Entschluß, seine vorerst mehr demonstrativ angedeutete Vormachtstellung in Nord-Elbingen durch eine endgültige Unterwerfung zu besiegeln. Zu diesem Zweck schafft er sich an der Stör, wahrscheinlich auf dem Boden von Itzehoe, einen Stützpunkt, der durch die rückwärtige Wasserverbindung der Stör und Elbe mit seinem Hoheitsgebiet in Verbindung stand, und der das ganze nordelbische Wegesystem beherrschte. Wieder stehen sich, wie im Jahre 804, die beiden Gegner abwartend gegenüber, und wieder ist es Göttrik, der diesen Zustand durchbricht aber jetzt nicht gegen den neuen karolingischen Stützpunkt vorstößt, sondern seiner Flotte den Auftrag gibt, das Frankenreich in der Flanke anzugreifen. Nach Friesland geht der Zug, und von dort ist das Ziel des weiteren Angriffs Aachen. Durch diesen unerwarteten Gang der Ereignisse scheint Karl unschlüssig geworden zu sein, jedenfalls unterblieb die



Abb. 7. Blick auf die Ausgrabung am Beginn der Grabung des Jahres 1937
Aufn.: Jankuhn

große geplante Nordoffensive. Da wird in diesem Zeitpunkt politischer Bedrohung sein großer Gegner Göttrik ermordet, und damit ist die Gefahr für das Frankenreich gebannt, denn seine Nachfolger haben sich bemüht, auf dem Wege der Verhandlung zu friedlichen Verhältnissen zu gelangen. So entsteht Haithabu in einer Zeit starker Bedrohung von Süden als eine bewußt gegen das Frankenreich gerichtete Gründung mit dem Ziel, den sich anbahnenden Transithandel von Osten nach Westen in das Hoheitsgebiet des Dänenkönigs zu verlegen. Daß diese Siedlung unter solchen Umständen angelegt ist, schließt natürlich nicht aus, daß, kulturell gesprochen, das niederdeutsche Element bereits in dieser frühen Zeit einen gewissen Einfluß auf die Ausformung der inneren Verhältnisse in der Stadt gehabt hat. Die reichen Funde aus dem Rheingebiet könnten dafür sprechen, und hierin offenbart sich ein großer Gegensatz zwischen der Stellung von Haithabu und den gleichzeitigen Sachsenburgen. Während nämlich in Haithabu der Handel mit dem sächsischen Gebiet einen starken Niederschlag gefunden hat, fehlen alle Anzeichen für einen solchen Handel in den gleichzeitigen Sachsenburgen. Es scheint, als wäre hierin eine bewußte Ablehnung aller fränkischen Gegenstände angedeutet. War die politische Stellung der Stadt in der Zeit ihrer Begründung gekennzeichnet durch den großen fränkisch-dänischen Gegensatz im Gebiet zwischen Schlei und Elbe, so sind die nächsten achtzig Jahre charakterisiert durch den allmählichen Machtverfall im Norden und im Süden. Wie im Süden das Frankenreich unter den Nachfolgern Karls sich immer weiter auflöste, so blieb auch von der großen Gründung Göttriks im Norden nicht mehr viel übrig. Hier wie dort treten allmählich erstarkende Territorialgewalten das Erbe des Universalkönigtums an.

Während im deutschen Frankenreich unter der ständigen Bedrohung durch die Normannen und die Ungarn sich allmählich ein starkes Königtum herausgebildet hatte, das jetzt die völkischen Grundlagen respektiert und in Heinrich I. seinen Begründer hat, wird

das Dänenreich endgültig durch einen schwedischen Einbruch beseitigt. In den neunziger Jahren des 9. Jahrhunderts wird Haithabu der Mittelpunkt eines kleinen schwedischen Kolonialreiches im westlichen Ostseegebiet und damit ein Bestandteil des gerade in jenen Jahrzehnten sehr aktiven schwedischen Großreiches. Etwa dreißig Jahre vorher entsteht das große Schwedenreich in Rußland mit der Hauptstadt Nowgorod, und fast zur gleichen Zeit, als die Schweden unter der Führung von Olaf sich in Haithabu niederlassen, erfolgt im Osten der große Vorstoß nach Kiew. Wie das Verhältnis von Haithabu zum deutschen Reich in der schwedischen Zeit gewesen ist, wissen wir nicht.

Mit dem allmählichen Erstarken des Reiches unter Heinrich I. setzt auch ein stärkeres Interesse für den Osten und den Norden ein. Und unmittelbar nach dem großen Ungarnsiege im Jahre 933 sehen wir Heinrich nun weiter nach Norden zu ausgreifen. Erst in jener Zeit scheint das nordelbische Sachsengebiet endgültig ein Teil des deutschen Reiches geworden zu sein, und um jede Bedrohung durch einen mächtigen nördlichen Gegner auszuschalten, zieht Heinrich I. im Jahre 934 nordwärts, erobert Haithabu, läßt dort eine Sachsenkolonie anlegen, setzt einen sächsischen Markgrafen dorthin und legt die Grenze des deutschen Reiches dort fest. Das sind die knappen, aber klaren Worte, mit denen der Chronist diese Tat Heinrichs I. überliefert hat. An ihrer Wahrheit zu zweifeln, haben wir trotz zahlreicher Versuche in dieser Richtung keinen Grund. Denn weder ist es unwahrscheinlich, was hier berichtet wird, noch sind die Berichte darüber zweideutig. Zunächst scheint dem alten schwedischen Königsgeschlecht hier noch eine gewisse Machtstellung verblieben zu sein, bis ein Vorstoß von Norden diesen Zustand beendete. Über die weiteren Verhältnisse in Haithabu wissen wir nicht sehr viel. In den letzten Jahren Heinrichs I. sehen wir, wie die Mission der Eroberung folgt. Es setzt die zweite große Missionsepoche für den Norden ein, die namentlich unter dem Sohne Heinrichs, unter Otto I., zu einer Umgestaltung der Verhältnisse führt.

948 erfahren wir von der Einteilung Jütlands in Bistümer, und 965 befreit Otto I. diese nördlichen Bistümer Schleswig, Aarhus und Ripen von Abgaben und der weltlichen Gerichtsbarkeit. In diesem Jahr hat sich auch nördlich der alten Handelsstadt eine gewisse Wandlung vollzogen. Wieder löst dieser starke Druck, der von Süden ausgeht, im dänischen Gebiet neue Veränderungen aus. Ein kleines Königsgeschlecht in der Gegend von Vejle, in Jellinge, vermag sich allmählich durchzusetzen, die Macht der einzelnen territorialen Kleinkönige zu brechen und sich zum herrschenden Geschlecht in Dänemark zu erheben. Während Gorm und seine Gemahlin Thyra den Grundstein zum neuen dänischen Reich legten, ist ihr Sohn Harald, der Zeitgenosse und Gegner Ottos, der Vollender dieses Einigungswerkes geworden. Immer ist es in diesen zwei Jahrhunderten so, daß einer starken Persönlichkeit im Süden auch ein starker Gegenspieler im Norden entspricht, und alle Maßnahmen, die im Norden um die Mitte des 10. Jahrhunderts ergriffen werden, müssen wir, soweit sie sich auf den Süden beziehen, im Zusammenhang mit den Vorgängen im deutschen Reich betrachten. In der Mitte des 10. Jahrhunderts wird das Christentum in Dänemark Staatsreligion. Daß Harald ausschließlich aus innerer Überzeugung Christ geworden wäre, ist sehr wenig wahrscheinlich. Eben noch hatte er in altgermanischer Art die Grabstelle seiner Eltern in Jellinge zu einem großartigen Kultzentrum ausgebaut und hier seinem Reich einen im germanischen Denken verwurzelten Mittelpunkt gegeben, und kurz darauf tritt er zum Christentum über. Anscheinend hat er mit diesem Akt politische Ziele verbunden, und vielleicht ist es gerade dieser Übergang gewesen, der die Veranlassung zu einer gewissen Loslösung der drei nördlichen Bistümer vom Süden gab und damit auch geistig eine gewisse Selbständigkeit seines Reichs begründete.

Harald war klug genug, vorerst noch die Verhältnisse im südlichen Teil seines erstrebten Reichs so zu lassen, wie sie sein mächtiger südlicher Gegner bestimmte. Aber schon

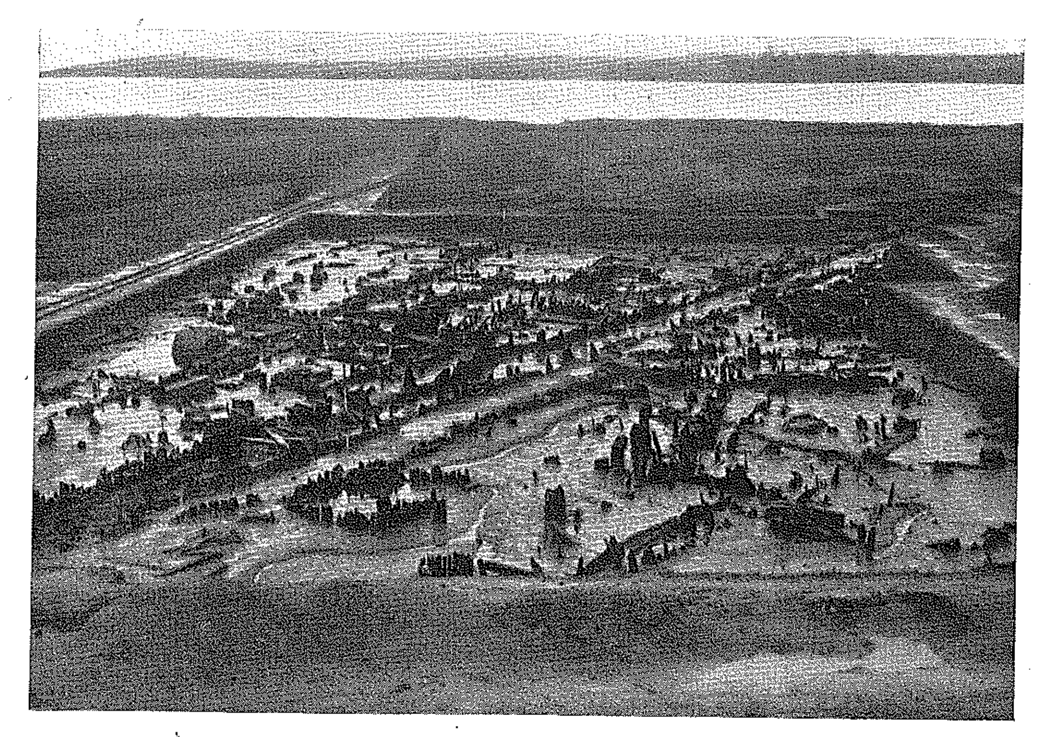


Abb. 8
Aufn.: Jankuhn

den ersten Augenblick, der die äußere Voraussetzung für die Loslösung Haithabus vom deutschen Reich zu begünstigen schien, nutzte er aus. Als nach dem Tode Ottos I. sein junger Sohn die Führung des Reiches übernimmt, glaubt er die Zeit für die Verwirklichung seiner Pläne reif. Ein Aufstandsversuch in Haithabu sollte diesen Teil endgültig von Deutschland losreißen. Er hatte seinen Gegner unterschätzt. Otto II. hat, sehr schnell zugreifend, diesen Versuch vereitelt. Aber schon in diesem Jahre werden die Tendenzen Haralds klar. Als dann zehn Jahre später die deutsche Kaisermacht in Italien zusammenzubrechen droht und die Niederlage von Cotrone zu einer Schwächung des deutschen Ansehens führt, da gelingt es Harald endgültig, seinen Plan im Norden durchzusetzen. Haithabu und die ganze dänische Mark geht dem Reiche praktisch verloren. Den Rechtsanspruch darauf hat aber Otto III. noch aufrechterhalten, und vielleicht hat das Reich hier auch noch scheinbare Hoheitsrechte besessen. Aber auch für Dänemark war diese Erwerbung nicht mehr von der großen Bedeutung wie im 9. Jahrhundert. Unter dem Sohn und Nachfolger Haralds schwenkt die dänische Außenpolitik völlig um. War sie in der Zeit Göttriks und zur Zeit der Ottonen durch den Gegensatz zum Süden und die daraus erwachsenden Maßnahmen bestimmt, so sucht sein Sohn Sven ein anderes Ziel: England. Die nächsten beiden Menschenalter sind ausgefüllt mit dem Kampf um die Macht in England, die dann unter dem großen Knut Wirklichkeit wurde. In dieser Zeit war Haithabu, das im wesentlichen in den Ostseeraum blickte, für Dänemark wertloser. Jetzt brauchte es Häfen, die für die Englandfahrt günstiger lagen, und so beginnt allmählich der politische und wirtschaftliche Abstieg der Stadt. Erst nach 1025 aber hat Deutschland auch formell auf seine Rechte verzichtet. 100 Jahre später allerdings sehen wir, wieder unter einem König aus sächsischem Hause, die Ansprüche neu auftauchen. Lothar von Supplinburg hat hier im Norden die alte Politik der Sachsenkönige aufgenommen.

Die zweite Epoche, in der die Stadt in ein Verhältnis zum deutschen Reich kommt, die

Zeit zwischen 934 und 1025, ist gekennzeichnet durch die deutsche Vormachtstellung im Norden. Wir kennen die Erwägungen nicht, aus denen heraus Heinrich den Zug nach Haithabu unternahm. Nach seinem Ungarnsiege von 933 hatte er eine Stärkung seines Ansehens gegenüber den deutschen Stammesherzögen durch militärische Erfolge kaum mehr nötig. Auch hätte er sich dann mit einem militärischen Siege begnügt. Die Tatsache, daß er durch die Anlegung einer sächsischen Kolonie und durch die Gründung einer Mark seinen militärischen Erfolg für die Zukunft sicherte, beweist, daß er hier andere Ziele verfolgte. Einerseits versperrte die Eroberung Haithabus ein Ausfallstor des Nordens gegen den Südwesten, und diese Absicht mag zum Teil den Vorstoß von 934 bestimmt haben. Dann aber gewann Deutschland durch die Festsetzung in Haithabu einen Zugang zur Ostsee und gleichzeitig einen seit 100 Jahren blühenden Hafen, in dem die Beziehungen zu den anderen wichtigen Plätzen des Ostseebeckens schon seit Menschenaltern angeknüpft waren. Daß der Zusammenbruch von 983 sein Werk erschüttern würde, konnte Heinrich nicht voraussehen.

Wir aber müssen in diesem deutschen Vorstoß nach Norden das erste Aufleben einer bewußten deutschen Ostseepolitik sehen. In vielen Punkten berühren sich die Maßnahmen von 934 mit der Begründung Lübecks, und die Vorgänge von 934 und 1158 stehen zweifellos in einem engeren Zusammenhang. Daß die Begründung Lübecks so schnell zu einem Erfolge geführt hat, hängt sicher davon ab, daß sie von Männern getragen wurde, die schon seit langer Zeit mit den Verhältnissen des Ostseebeckens vertraut waren, denn die Kaufleute, die nach Lübeck kamen, kamen gewiß nicht zum ersten Male aus dem sächsischen Binnenlande an die Ostseeküste. Wenige Jahre vorher erfahren wir von einem Ereignis, das an der Schlei spielt. Eine bei Schleswig ankernde Kaufflotte aus Nowgorod wird von Sven Grathe vernichtet und die Stadt geplündert. In jener Zeit lag die politische und die wirtschaftliche Macht in Schleswig in den Händen von deutschen Kauf-

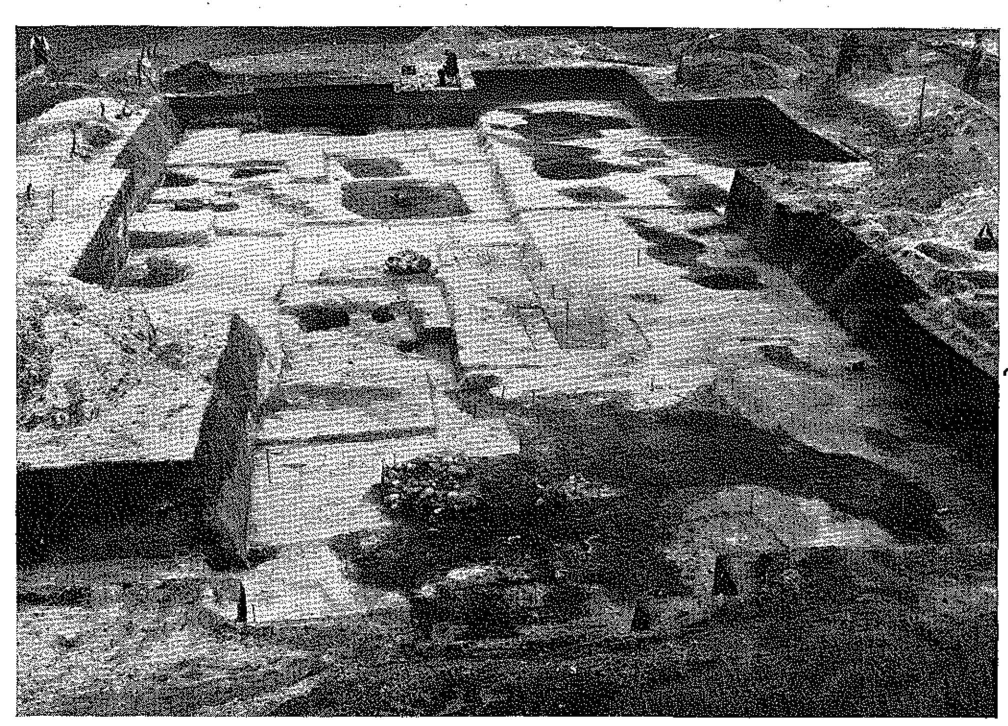


Abb. 9. Grabungsfläche des Jahres 1931 mit den in dunkler Verfärbung sichtbaren Hausgrundrissen.
Aufn.: Jankuhn

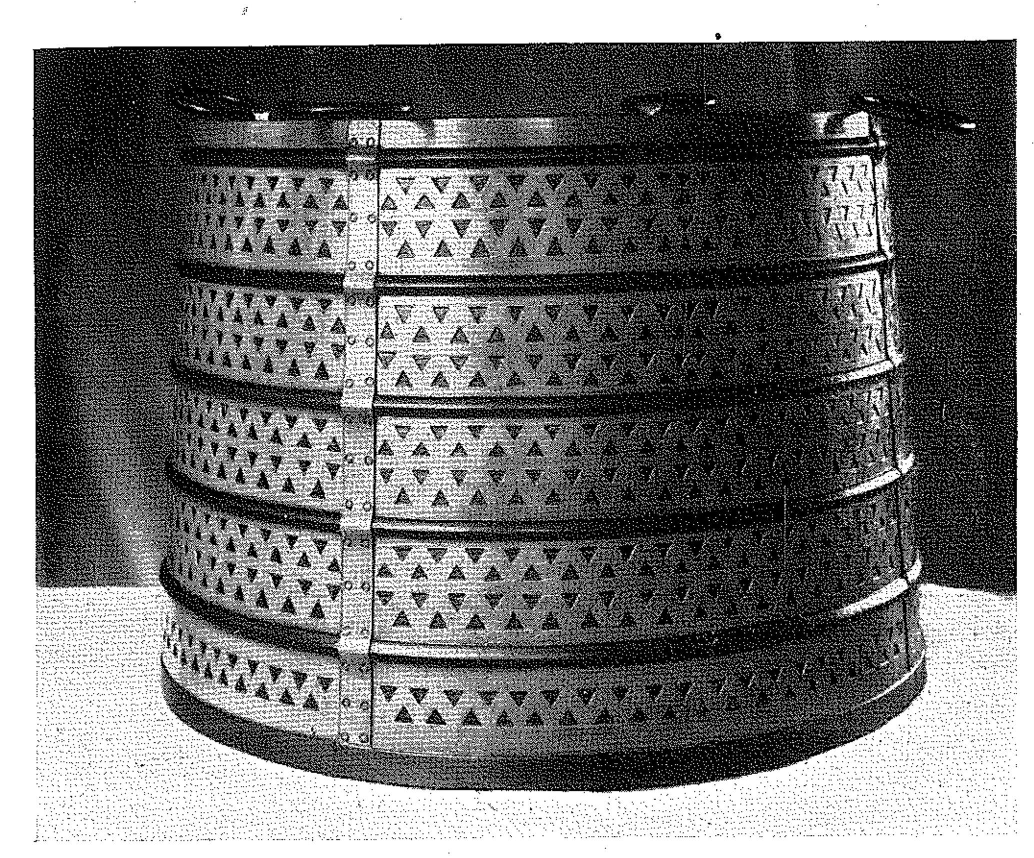


Abb. 10
Aufn.: Jankuhn

leuten, die nach diesem, die Vormachtstellung Schleswigs erschütternden Ereignis sich nach einem neuen Platz umgesehen haben. Genau so wie im Jahre 808 Göttrik das alte wirtschaftliche Zentrum Reric aufgab zugunsten der in Haithabu neu geschaffenen Handelsstadt, die durchaus in seinem Machtbereich lag, sehen wir jetzt den umgekehrten Vorgang. Heinrich der Löwe verlegt den wirtschaftlichen Schwerpunkt in das Gebiet, das er zu schützen in der Lage ist und weist den Kaufleuten die Trave-Insel an. Der deutsche Kampf um die Vormachtstellung im Ostseegebiet wird also nicht erstmalig von Lübeck aufgenommen, sondern schon vorher von Schleswig geführt. Nun haben die Ausgrabungen der letzten Jahre gezeigt, daß Schleswig nur wenig älter ist als Lübeck, und daß diese Stadt das Erbe des um 1050 verlassenen Haithabu übernimmt. Die historischen Nachrichten und die bei der Grabung gemachten Funde zeigen sehr deutlich, daß wir schon in Haithabu mindestens in der Zeit der sächsischen Könige und Kaiser einen starken deutschen Einfluß erkennen können. Und wenn auch die Ereignisse nach 983 das politische Übergewicht des Reiches an der Schlei zerstörten, so hat die durch Heinrich I. begründete Sachsenkolonie doch weiter gewirkt. Als Haithabu aufgegeben wurde, gingen diese deutschen Kaufleute nach Schleswig über, und als Schleswigs Bedeutung vernichtet war, verlagert sich der deutsche Schwerpunkt nach Lübeck. Es ist eine ununterbrochene Kette, die vom Jahre 934 bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts führt. Und diese beiden Ereignisse, die Begründung des deutschen Ostseehafens Haithabu und die Schaffung der Handelsstadt Lübeck hängen aufs innigste zusammen als die Zeugen einer über drei Jahrhunderte gehenden deutschen Ostseepolitik.

Aurinia oder Albruna?

Von J. O. Plaßmann und Gilbert Trathnigg

Seit Wackernagel hat es sich eingebürgert, statt des überlieferten Auriniam in Tacitus Germania, Kap. 8, Albrunam zu lesen. Tatsächlich ist die Entscheidung für eine der beiden Formen nicht leicht, denn in b steht Albriniam über der Zeile, in B am Rande, und einige weitere Handschriften führen gleichfalls auf diese Lesart. Mit Recht hat man bisher betont, daß diese Lesart, die man unbedenklich zu Albrunam verbessern darf, nicht außer acht gelassen werden kann, „weil es ein zu merkwürdiger Fehler wäre, der zufälligerweise eine altgermanische Namenform ergeben hätte, diese Form aber in einer Zeit, der germanistische Kenntnisse fehlten, auch nicht mit Absicht eingeführt worden sein kann“ (R. Much). Zwar fällt bei Albrunam bzw. Albriniam das Fehlen eines Mittelvokales auf, den man in dieser Zeit erwarten dürfte, aber bei den sicher bezeugten Formen Hermun-duri, Saithamiae und Vagda-ver-custis ist gleichfalls kein Fugenvokal mehr erhalten. „Albruna kann bedeuten ‚diejenige, die mit geheimem Wissen der elbischen Geister ausgestattet ist‘ oder — da germanisch -runo- als zweites Namenglied aus ga-runo gekürzt sein kann — ‚die vertraute Freundin elbischer Wesen‘.“ (R. Much.)

Gewiß würden sich bei der Beibehaltung der bisherigen Deutung und Lesung alle Schwierigkeiten am einfachsten lösen, wenn nicht ein Fehler zugrunde läge, der bisher meist übersehen wurde. Ebensowenig, wie man Albriniam völlig außer acht lassen darf, ist dies auch bei Auriniam der Fall. Denn auch hier liegt ein Name vor, der gut germanisch ist und für eine Seherin als Beiname gut paßt. Auch bei Albruna nimmt man an, daß der Name ebenso von ihrer Trägerin als Seherin erst erworben wurde, wie dies bei Veleda der Fall ist.

Das Grundwort von Aurinia ist *aur* — mit grammatischem Wechsel zu germanisch *aus*, indogermanisch *aves* „aufleuchten, tagen“, altindoarisch *uṣás* „Morgenröte“. Die Ableitung -inia ist die bekannte injô-Ableitung (vgl. Kluge, Nominale Stammbildungslehre, 39 ff.) mit n-Erweiterung. Die Bedeutung der Ableitungssilbe kann man schlechthin als die Bildung von persönlichen Femininen bezeichnen. Die Bedeutung wäre dann in freier Übertragung „die Aufglänzende“ oder etwa „Sonnenjungfrau, Jungfrau der Sonnenröte, des Sonnenaufganges“.

Die Verwendung von *aus-*, *aur-* in Namen ist ziemlich häufig zu belegen. So finden sich bei Schönfeld, Altgermanische Personen- und Völkernamen: Osuin und mit Ableitung Austregildus, Ostrogotha, Austrogoti, Austrechildis. Bei Trathnigg, Die Namen der Ostgermanen und ihre Lautentwicklung (Diss. Wien 1934): Auredus, Oraja, Orgildus, Orogildus, Osgildus, Osoredus, Osorinus, Osuin und Austrogundia, Austrigosa, Austroaldus, Ostariceus, Ostrogotha, Ostrulfus. Und bei Bruckner, Die Sprache der Langobarden: Aurulus, Aurimo, Auruna, Aurona, Auriperga, Auripert, Auripertulus, Auripertula, Auribonus, Auriprandus, Aurifusus, Auricaus, Aurochis, Aurinand, Auresindus, Auroaldus, Auriuandulu, Auso, Ausebert, Auselmi und Austrepertus, Austricunda, Austrolandus, Austremunus und Austrolf.

In engster Beziehung zu unserem Namen steht auch der alte Sternname altnordisch Aurvandil, Ehrventil, althochdeutsch Orentil und angelsächsisch Earendel, der „glänzender“ oder „aufglänzender, aufleuchtender Wandale“ bedeutet. Da es sich um den Morgenstern handelt, ist die Verbindung mit germ. *aus* „aufleuchten“, tagen“ besonders deutlich und eng.

Ein Beiname des eddischen Hönir ist in der Snorri Edda *aurkonungr*. Gedeutet wurde der Name bisher als Wasserkönig, Lehmkönig und Glanzkönig. Zwar sind im Altnordischen alle drei Deutungen möglich, doch dürfte nach dem wenigen, was wir über Hönir wissen, die letzte Möglichkeit die beste sein. Er zählt zu den Göttern, die den Weltenbrand

überstehen und wählt nach diesem den Losstab (Vsp. 63). Bei der Schöpfung der Menschen teilte er ihnen den óðr, das geistige Leben, den Sinn, zu. Auch sonst finden wir ihn als Weggenossen Odins, wie ihn auch ein Beiname bezeichnet. Sonst kennen wir von ihm noch die Beinamen: flinker Ase und Langfuß. Seine Bedeutung ist ziemlich unklar, weil die Quellen nur karge und zum Teil recht widerspruchsvolle Berichte über ihn geben. Eine alte Beziehung zur aufgehenden Sonne liegt aber ganz im Bereich der Möglichkeit, zumal auch die Sonne nach dem Weltenbrand wieder leuchtet. Daß die neue Sonne in der Edda als Tochter der alten bezeichnet wird, spielt dabei keine Rolle. Als Lichtgott wurde Hönir auch von Weinhold, Blöte, Mogk und Krogmann gedeutet. Übrigens heißt auch ein heller, glänzender Saft, der über Yggdrasil tröpfelt, Aurr. Er ist verschieden gedeutet worden, zum Teil als Met. Näher scheint mir eine Beziehung zur aufgehenden Sonne, zur Morgenröte, zu liegen.

Eine engere Beziehung für die Seherin, die den Beinamen *Aurinia* führte, läßt sich zur „Frühlingsgöttin“ *Ostara*, angelsächsisch *Eostra*, vermuten. Der Name hat in beiden Fällen das gleiche Bestimmungswort, nur die Ableitung wechselt. In einem Fall *-injôn*, im anderen *-ra*, vor das im Germanischen nach *s* ein *t* trat. Die klaren sprachlichen Beziehungen zu vedisch *Uṣas*, griechisch *Eos*, lateinisch *Aurora* und litauisch *Auszrà* berechtigen zu dem Schluß, daß es sich hier um eine Göttin handelt, die schon in indogermanischer Zeit verehrt wurde. Ihre Beziehung zur Sonne ist offenkundig, gleich, ob man sie als Frühlingsgöttin betrachtet, als Göttin der Morgenröte oder als Fruchtbarkeitsgöttin, die in den Kreis von Frîja und Nerthus zu stellen ist, und gerade im Frühling gleich Nerthus verehrt wurde. Ja, der Zeitpunkt der Verehrung beider legt sogar die Frage nahe, ob es sich nicht um eine, statt um zwei Göttinnen handelt, wobei in einem Teil der Überlieferung der eine Name, in dem anderen der zweite Name im Lauf der Zeit immer stärker hervortrat. Es ist auffällig, daß wir in den Gebieten, wo wir Nerthus-Njörd kennen, von Ostara nichts hören, während umgekehrt im Ostara-Gebiet nichts von Nerthus zu finden ist. Doch mag dies Zufall sein. Der gleiche Frühjahrsbrauch dürfte freilich in beiden Gebieten geherrscht haben, wie die Berichte über die Umzüge bei Tacitus Germ. Kap. 40, Olafss. Tryggvasonar c. 277 f. und Gesta abbatum trudonensium XII, 11 ff. (M. G. Scr. X, 309 ff.) nahelegen. Auch Indiculus 24. 27. 28 sowie die Prozessionsordnung Mercsuiths, Abtissin des Klosters Schildesche in Westfalen, das sie 939 selbst gründete, dürften hierher gehören.

Auf Grund des vorliegenden Materials halten wir es für durchaus gesichert, daß Aurinia ein guter germanischer Name war, der von der Seherin auch tatsächlich geführt wurde. Der Name zeigt deutliche Beziehungen zur (aufgehenden) Sonne und vor allem zu Ostara, die ihrerseits wieder mit dieser in Beziehung steht. Die Möglichkeit, zugunsten der Lesung Albruna einfach Aurinia zu übersehen und zu vernachlässigen, ist also nicht gegeben. Schwieriger ist nun zu erklären, wie Albrinia in den Text geraten ist. Als bloße Zufälligkeit kann man dies kaum bezeichnen. Sollte Aurinia auch als Albruna bezeichnet worden sein, so daß der Text aus Auriniam vel Albrunam et complures alias verderbt worden ist? Oder hieß es ursprünglich Auriniam et Albrunam et complures alias, so daß wegen der Ähnlichkeit der beiden Namen bei der Abschrift der zweite weggefallen und nur bei einem Teil der Handschriften am Rand bzw. über der Zeile nachgetragen worden wäre. Dies müßte man ja auch bei der ersten Möglichkeit annehmen. Endlich wäre es auch möglich, daß einer der Abschreiber, der den Namen nicht recht verstand, an anderer Stelle eine Seherin Albruna kennengelernt hätte und sie nun als „Verbesserung“ in den Text brachte? Wegen der Verderbung von Albrunam zu Albriniam, das anscheinend von Auriniam beeinflußt ist, möchten wir am liebsten mit einer der beiden ersten Lösungen rechnen.

Schiff und Baum als Sinnbild

Von Volkmar Kellermann

Eines der schönsten und bedeutsamsten Sinnzeichen nordisch-germanischen Volkstums ist der Baum, besonders in seiner Ausformung als Lebens- oder Weltenbaum. Seine eigentliche Sinndeutung ergibt sich am einprägsamsten aus den Darstellungen auf den frühostgermanischen Gesichtsurnen. Hier steht der Baum allein ohne viel Beiwerk, das die Deutung oft erschwert. Meist erscheint er auf diesen Grabgefäßen in der Form mit gesenkten Zweigen (Abb. 1), wohl als ein Zeichen des Todes. Zuweilen aber finden sich an einem Stamm erhobene und gesenkte Zweige vereint (Abb. 2): das Sinnbild des Lebens und des Todes — das Leben, das aus dem Tod kommt und den Weiterbestand der Welt verbürgt.

Auf zahlreichen Felszeichnungen der Bronzezeit erscheint der Baum in Verbindung mit

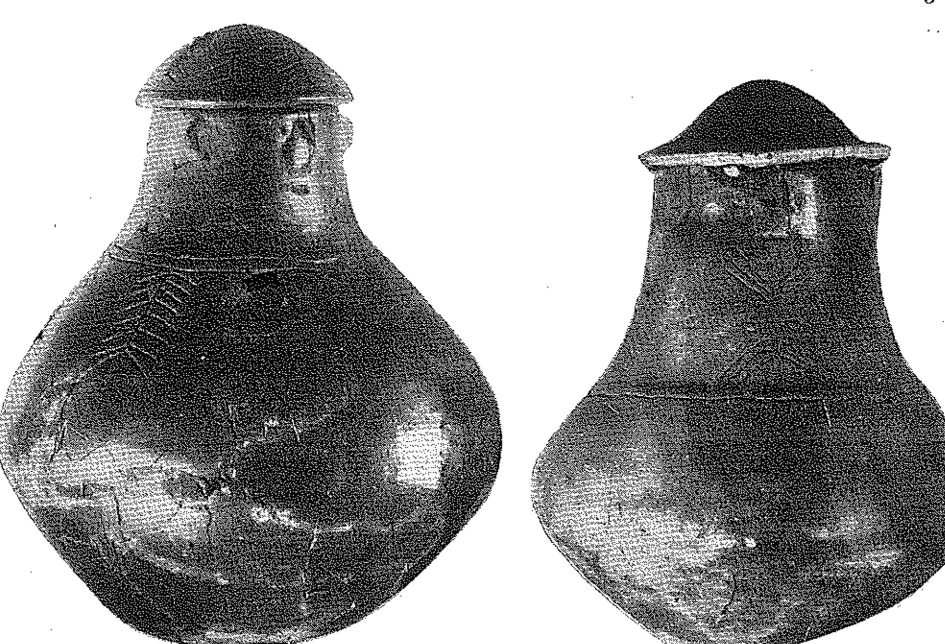


Abb. 1. Gesichtsurne (Ostroschken, Kr. Karthaus) Museum Danzig

Abb. 2. Gesichtsurne (Prangenau, Kr. Karthaus) Museum Danzig

dem Schiff; entweder über oder unter diesem schwebend (Abb. 3), manchmal fest mit ihm verbunden — eine Darstellungsart, wie sie besonders auf den Rasiermessern der jüngeren Bronzezeit anzutreffen ist (Abb. 4). Oft ist diese Verbindung von Baum und Schiff als eine frühe Art des Segelns gedeutet worden (Schuchhardt): der laubreiche Baum, mittschiffs aufgepflanzt, fängt den Wind und gibt dem Boot Antrieb. Die Darstellungsart verbietet aber eine derartige Auslegung, denn der Baum ist entweder viel zu groß oder zu klein wiedergegeben, um als Segel wirksam dienen zu können, und ist auch nicht immer fest mit dem Schiff verbunden.

Die Umgebung, in der sich diese Darstellungen auf den Felsbildern finden, muß uns bei der Ausdeutung helfen, denn es ist nur möglich, Einzelheiten aus dem Gesamtzusammenhang heraus zu verstehen. Bekanntlich lassen sich bei den Bildern zwei große Gruppen unterscheiden: einmal jene, in denen die Wiedergaben vom Geschehen des täglichen Lebens oder von größeren politischen Ereignissen im Vordergrund stehen, und die

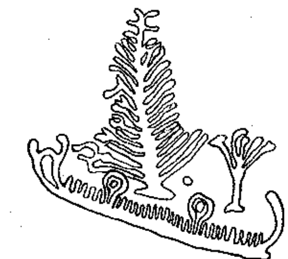


Abb. 3. Felszeichnung (Lökeberg, Bohuslän)

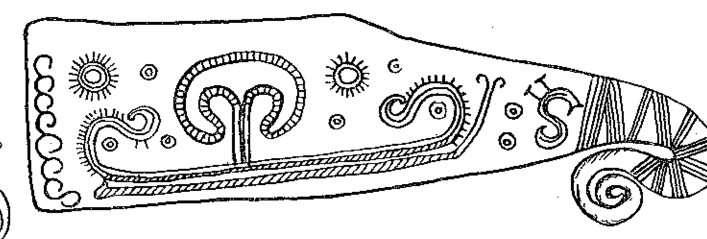


Abb. 4. Rasiermesser (Schonen)

übrigen, deren glaubensmäßige Bedeutung überwiegt. Unsere Schiff—Baum-Darstellungen gehören ausschließlich in diese zweite Gruppe. Bei den seefahrenden Nordgermanen spielt das Schiff gerade in glaubensmäßiger Hinsicht eine große Rolle; vor allem als Totenschiff, Naglfar, wie es uns in den schriftlichen Quellen überliefert ist. Auch die bronzezeitlichen Goldboote von Noors gehören in diesen Zusammenhang, ebenso wie die großartigen Schiffsbegräbnisse der Wikinger und vieles andere. Doch weit über die Grenzen nordgermanischen Volkstums hinaus, im gesamtgermanischen Lebensraum, erweist sich das Schiff als ein Sinnbild von großer Bedeutsamkeit, denken wir nur an die Schiffe in den süddeutschen Fasnachtszügen.

Für unser Sinnzeichen des Baum-Schiffs' geben uns nun späte mittelalterliche Quellen wichtige Aufschlüsse. In den christlichen Predigtsammlungen und Andachtsbüchern für das „gemeine Volk", so z. B. in dem 1497 zu Straßburg erschienenen: „Von Sant Ursulen Schifflin", oder noch deutlicher in Geiler von Kaisersbergs: „Schiff des Heils", Straßburg 1507, finden sich Darstellungen, die eng mit den Sinnbildern der Vorzeit übereinstimmen. Hier wie dort sind Schiff und Baum zusammen wiedergegeben; das Schiff gilt als Verbindungsmittel zum Jenseits — aber zu einem Jenseits, das mit unserer Welt in enger Beziehung steht, wie es auch in der volkstümlichen Gestaltung des Mittelalters erscheint. Gerade Johann Geiler von Kaisersberg, der sich bemühte, die kirchlich-dogmatische Lehre in die Sprache des Volkes zu übertragen, hat hier auf eine alte, im Volk noch lebendige, Vorstellung zurückgegriffen. Auf seinen Bildern sehen wir einmal den Paradiesesbaum mit dem Laubwipfel als Mast (Abb. 5), ein andermal das Kruzifix als Mast„baum" (Abb. 6—7). Häufig verknüpft sich in der Auffassung des Volkes mit dem Kruzifix die alte Vorstellung vom Baumsinnbild, wie es besonders deutlich in den Ast- und Gabelkreuzen Thüringens wird (Abb. 8—9). Die Verbindung des Baums mit



Abb. 5

Von dem lastschiff Das vierd capitel.

Abb. 6

Von lendung des Schiffs
Von behefftung des schiffs so man an das
land ist gefaren vnd lenden wil. Das xxxix.capitel.

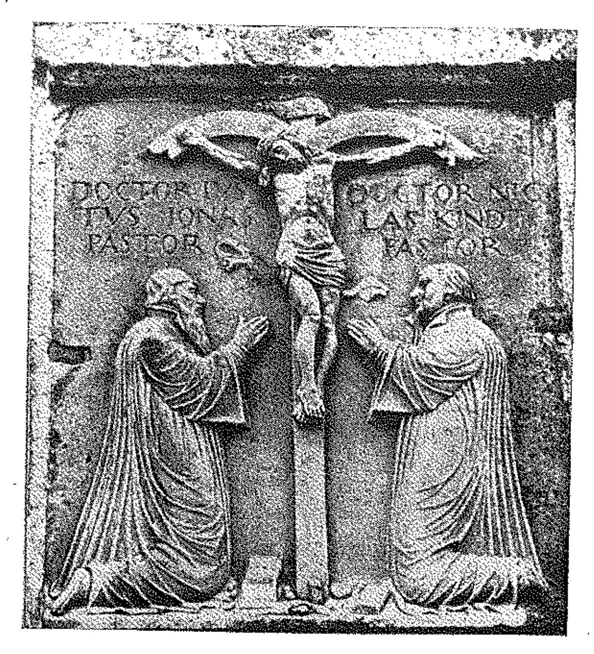


Abb. 7

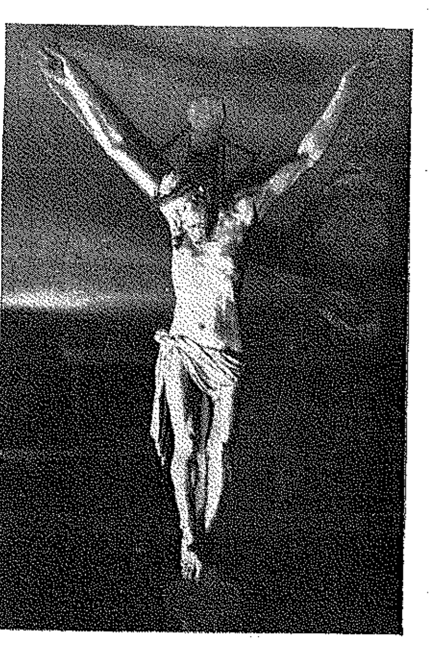
Abb. 5—7. Aus: „Schiff des Heils" von Geiler von Kaisersberg, Straßburg 1507

Abb. 8—9. Der Baum mit gesenkten und erhobenen Zweigen als Kruzifix

einer Gottheit finden wir auch sonst in „heidnischer" Vorstellungswelt — denken wir nur an Wodan, der hing „am windigen Baum". So ergeben sich in den Werken einer wahrhaften „Volkskunst" aus ganz verschiedenen Zeiten germanisch-deutscher Geistesgeschichte die Belege für eine übereinstimmende Vorstellungswelt, die immer wieder, wenn auch im Zeitgewand, den gleichgebliebenen Sinngehalt erkennen läßt.



Eisfeld: Gedenktafel für Justus Jonas und Nikolaus Kind



Eisenberg: Garnisonkirche

Keilstoß und Kriegskameradschaft der Germanen

Von Ernst Arnim

Die Frage der germanischen Kriegstaktik ist trotz der grundlegenden Untersuchungen von Delbrück noch immer nicht völlig geklärt. Wir bringen nachstehend einen Aufsatz, aus dem etwa der bisherige Stand der Forschung hervorgeht. Vielleicht werden wir bald wichtige neue Untersuchungen zu dieser Frage bringen können.
Schriftleitung.

Alle arischen Völker hatten ursprünglich als Kampfform den Keilstoß: die Thraker, die Hellenen, die Römer, die Indoarier, die Germanen. Die Hellenen wußten, daß sie den Angriff in „Eberform" mit den Skythen und Thrakern gemein hatten, und nicht bloß die Sache, auch die Bezeichnung kommen bei Indoariern und Skandinaviern vor. Ebenso haben die Römer mit dieser Angriffsform begonnen. Daß sie ursprünglich in tiefen Gliedern standen, „in altdorischer Phalanx" (Mommsen), ist anerkannt, die Glieder jedoch scharten sich zum Angriff in eine keilförmige Spitze.[1] Wenn die Römer diese Aufstellung und Kampfart frühzeitig aufgaben, so geschah das vermutlich auf Grund der üblen Erfahrungen, die sie mit den stärkeren Keilstößen der Gallier machten.[2] Um die letzteren abzuwehren, entwickelten die Römer eine viel feinere und beweglichere Taktik, die auf der Ordnung in drei Treffen, der Manipularordnung, beruhte.

Wie die Phalanx (die Linie) die Urform des taktischen Körpers der Griechen und Römer war, so die tiefe Kolonne (der Gevierthaufe) die der Germanen. Beide Formen sind jedoch, wie Delbrück nachgewiesen hat, nicht unbedingte Gegensätze: braucht doch der Gevierthaufe nicht gerade ebenso viel Glieder wie Rotten zu haben, „sondern würde immer noch seinem Begriff entsprechen, wenn er etwa doppelt so viel Rotten wie Glieder hätte, also z. B. 140 Mann breit und 70 Mann tief = 9.800 Mann. Wir würden einen solchen Haufen noch immer einen Gevierthaufen nennen dürfen und müssen, da die 70 Mann den Flanken die Stärke selbständiger Verteidigung geben. Der Haufe würde, nach dem Ausdruck des Tacitus, noch ‚densus undique et frontem tergaque et latus tutus' sein. Auf der anderen Seite haben wir auch von Phalangen gehört, die sehr tief aufgestellt waren. Die Formen gehen also ohne bestimmte Grenzen ineinander über."[3]

Bei den Germanen waren die Schlachtkeile 12—24 Mann tief und nach Geschlechtern, Dörfern, Hundertschaften, geschworenen Kameradschaften zusammengesetzt. Im Vordertreffen standen die Angehörigen des zunächst vom Feinde bedrohten Stammes: war für sie Ehre und Pflicht zugleich, die Spitze zu bilden. Hier standen die tapfersten Krieger, mit langen, schweren Spießen bewaffnet. Auf diesem verlorenen Posten war der Tod den Kämpfern beinahe gewiß.

Überall, wo das Fußvolk die Entscheidung gab, wird von der Schlachtordnung nach Keilen berichtet. Tausend Jahre lang haben die Deutschen so gefochten. In der Schlacht bei Hastings stellten sich die Sachsen in Eberform auf, brach König Harold an der Spitze seines Fußvolkes in das Normannenheer. Noch 1745 sogar hatten die Schotten in der Schlacht bei Prestonpans die keilförmige Ordnung, standen die Häuptlinge an der Spitze der 15 Glieder tiefen Geschlechter, drängte die Masse nach und zertrümmerte die feindliche Aufstellung.

Delbrück bestreitet zwar, daß die von den Schriftstellern des Altertums cuneus genannte taktische Form, in der das germanische Fußvolk kämpfte, mit Keil übersetzt werden dürfe. Dieses Wort sei irreführend ganz wie unser Ausdruck Kolonne, mit dem

[1] Livius VII 24.
[2] Alexander Peez: Europa aus der Vogelperspektive. München 1889. S. 42.
[3] Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Berlin 1901. II 49.

es technisch wohl am richtigsten wiederzugeben sei. Seiner Ansicht nach war der cuneus ein *Rechteck*, dessen Front die schmalere Seite war. Stieß ein Keil, sagen wir von 40 Mann Breite, also 1600 Mann stark, auf eine längere feindliche Front, so waren die am meisten gefährdeten Posten die beiden Flügelmänner im ersten Gliede. Sie mußten gefaßt sein, beim Zusammenstoß nicht nur mit einem Gegner in der Front, sondern zugleich mit dessen Nebenmann, der sie von der Seite bedrohte, zu tun zu haben. Wir dürfen daher annehmen, daß die Flügel mit einer gewissen Vorsicht anmarschierten und sich etwas zurückhielten, so daß die Mitte vorprellte. Die äußeren Rotten der hinteren Glieder dagegen quollen in ihrem Drängen leicht über. Die ohnehin schmal erscheinende Front der Kolonne erschien deshalb tatsächlich zugespitzt.[1]

Während der *römische Hauptmann* (oder Centurio) in der Front stand oder in der Phalanx als rechter Flügelmann seiner Kompagnie marschierte — nur von hier konnte er seine Aufgaben des Innehaltens der Zwischenräume, des Kommandierens der Pilen-Salve und darauf der kurzen Attacke erfüllen — schritt der *germanische Hunno*, der Führer der Hundertschaft, vermutlich an der Spitze seines Keiles einher. Waren mehrere Geschlechter zu einem größeren Keil zusammengefügt, so standen sie nebeneinander, jedes nur zwei oder drei Rotten breit, vor jedem der Hunno und vor dem ganzen Keil vielleicht der Fürst mit seinem Gefolge. Hier wurden keine Pilen-Salven kommandiert, hier war auch kein reglementsmäßiger Abstand zu halten, und die Attacke begann bereits auf viel größere Entfernung im Sturmlauf. „Der *Führer* braucht nicht auf Nebenabteilungen Rücksicht zu nehmen und keine Richtung einzuhalten, sondern *stürmt nur vorwärts*, wo ihm Weg und Gelegenheit am günstigsten scheint, und seine Schar ihm nach. Auch dieses Voranstürmen des Führers nähert uns wieder dem Bilde des Dreiecks, aber die Idee ist dabei nur die der Führung, nicht eines eindringenden Keils: in dem Augenblick des Zusammenpralls soll die ganze Masse nachwogend mit dem Herzog zugleich den Rammstoß führen."

Vermochten aber die Gegner mit überlegenen Fernwaffen einzugreifen, dann zog das Erliegen des Keilstoßes oft den *Verlust der Schlacht* nach sich. Durch die ganze römische Kriegsgeschichte zieht sich die Behauptung, daß die Nordländer (die Gallier und die Germanen) nur im Angriff furchtbar seien, dann aber rasch nachließen. In der Sprache der römischen Lagerfeuer hat sich diese Erfahrung bis zu jener Unterschätzung der Angreifer zugespitzt, die bei Livius erklingt: „Die Gallier fechten anfangs mehr als männlich, zuletzt aber kaum wie Weiber."[2]

Während die Phalanx vor dem Keil den Vorzug hat, daß sie weit mehr Waffen unmittelbar in den Kampf bringt, so daß der Keil, wenn er die Linie nicht sofort durchbricht, sehr schnell von allen Seiten eingeschlossen und von ihr überflügelt wird, hat die Phalanx die Schwäche der Flanken: ein mäßiger Druck von der Seite rollt sie auf und wirft sie um. Besonders erfolgreich wird ein solcher *Seitendruck durch die Reiterei* ausgeübt, wie die Germanen sie oft anwandten. Zudem hat der Keil den Vorzug, daß er leicht und schnell auch durchschnittenes Gelände überwinden kann, ohne in Unordnung zu geraten. Hingegen vermag sich die Phalanx in schnellerer Gangart nur eine ganz kurze Strecke vorwärts zu bewegen.

Wie kam es, daß der *Keilstoß der Gallier und Germanen schließlich von den Römern überwunden wurde*? Noch als die Kimbern und Teutonen in römisches Gebiet einbrachen, schlugen sie ein Heer nach dem anderen (im ganzen 5) in die Flucht. Einem überlegenen Taktiker, dem römischen Feldherrn Marius, glückte dann in 13jähriger Arbeit jene *Heeresreform*, die sich als nicht minder bedeutsam erwies denn die erste, die Furius Camillus, dem Führer im Kampfe gegen

[1] Delbrück II 47f.
[2] Livius X 28.

Brennus, zu danken war. Beide Umwandlungen waren unmittelbar *durch den Keilstoß der nordischen Völker veranlaßt*.

Marius studierte jahrelang den Feind, folgte mit seinem Heere monatelang dessen Spuren und suchte seine hochbesoldeten Truppen, die sorgfältig ausgewählt und durch nichtitalische Elemente verstärkt waren, an den Anblick und die Kriegsart der Gegner zu gewöhnen. Er übte die schärfste Kriegszucht und stählte seine Soldaten durch gewaltige Erdarbeiten. Trotzdem wußte er, daß er in offener Feldschlacht dem Keilstoß der Germanen erliegen würde, auch wenn es zum Handgemenge käme, weil dann die gewaltigen Leiber der Nordländer die so viel kleineren, gedrungenen römischen Soldaten erdrücken würden. Sein Plan beruhte deshalb auf ganz anderer Grundlage: ihm lag daran, durch die den Germanen unbekannte *Artillerie* und die *Benutzung des Geländes* zu siegen. Er mied die Ebene, schlug vielmehr sein festes Lager auf einem Höhenzug bei St. Gabriel auf, dem am weitesten gegen die Rhone vorspringenden Gebirge der „kleinen Alpen". Hier blieb er, durch die steilen Abhänge seines Lagers gesichert, ein volles Jahr stehen, um die Teutonen zu ermüden. Als diese endlich beschlossen, das Lager zu stürmen, richtete er während des dreitägigen Sturmes mit seiner Artillerie (Katapulten, Ballisten, Pfeilen und Lanzen) schwere Verluste unter ihnen an. Erst als sie danach am römischen Lager vorübergezogen waren, eilte ihnen Marius nach, um sie in ungünstiger Stellung zur Schlacht zu zwingen. So konnte er sie endlich vernichten, weil der Keilstoß nur im ersten Angriff den Sieg bringen kann. Mußte dieser jedoch unter dem Feuer der römischen Geschütze geschehen oder gar gegen ein befestigtes Lager mit steilen Abhängen, so verlor der Stoß mit jedem Zoll der Steigung an Kraft.

Allein, wenn der Keilstoß abgewiesen war, *entschied sich damit die Schlacht noch keineswegs immer*. Sehr oft gelang es vielmehr den Germanen, trotzdem gut abzuschneiden. Waren sie doch imstande, selbst wenn ihre Hundertschaft jede äußere Ordnung verloren hatte, so daß die Kämpfer in regellosen Haufen oder ganz aufgelöst durch Wälder und Felder zurückfluteten, den *inneren Zusammenhalt*, das Vertrauen ineinander, die gegenseitige Hilfsbereitschaft zu bewahren, weil jede Hundertschaft die Mitglieder desselben Geschlechts zusammenfügte und schon die Erziehung des Knaben ihn mit Leib und Seele an diese *Kriegskameradschaft* band. Dieser innere, feste und freudige Zusammenhang, diese Kameradschaft bis zum Tode ist aber viel wichtiger als die äußere Ordnung und eine Mannszucht, die letzten Endes nur durch brutale Strafen aufrecht erhalten wird. Deshalb schlugen sich die Germanen trefflich auch auf dem Rückzuge, selbst auf der Flucht, ganz besonders aber im zerstreuten Gefecht, im Vordringen durch schwieriges Gelände, das jeden Truppenverband zerreißt, bei Überfällen im Walde, in Hinterhalten, verstellten Rückzügen und im Kleinkrieg in jeder Gestalt.

Hätte der germanische Keil der römischen Schlachtreihe gegenüber grundsätzlich versagt, so würde es unerklärlich sein, weshalb *die Keilform nicht nur bei ihnen selbst sich erhielt, sondern sogar von den Römern angenommen wurde*. Das fränkisch-alemannische Heer, das in Italien 552 unter Butilin und Leuthar kämpfte, hatte die Keilstellung. Um das Jahr 600 berichtete Kaiser Mauritios in seinem „Strategikon", daß die Germanen eine gerade Schlachtlinie bildeten. Ammianus Marcellinus[1] erzählt sogar, daß die Römer einmal in der Form des „*Schweinskopfes*", wie die soldatische „simplicitas" es nenne, d. h. im Keil angegriffen hätten. Dieser Ausdruck „Schweinskopf" ist unzweifelhaft deutsch, im Nordischen lautet er „svînfylking" und begegnet uns vielfach im Mittelalter. „Mit den Germanen, die sie anwarben, haben die römischen Feldherren auch diese Form übernommen. Das Bild deutet ganz wie das lateinische Wort „cuneus" auf eine nach vorn spitz zulaufende Form der Aufstellung."[2]

[1] Ammian 17, 13.
[2] Delbrück II 53.



Deutschen Kindern deutsche Namen!

Im „Völkischen Beobachter" vom 6. August lesen wir:

„Nachdem der Reichsinnenminister bereits durch seine Richtlinien für Anträge auf Änderung des Familiennamens Vorsorge geschaffen hat, daß Deutsche nicht mehr mit jüdischen Familiennamen behaftet bleiben müssen und daß umgekehrt den Juden die Tarnung unter deutschen Namen unmöglich gemacht wird, liegt jetzt ein interessantes Urteil des Kammergerichts mit dem Grundsatz vor, daß der Standesbeamte nicht angehalten werden kann, für ein deutschblütiges Kind einen typisch jüdischen Vornamen einzutragen. Ein Standesbeamter hatte die Eintragung des Vornamens Josua in das Geburtsregister mit der Begründung abgelehnt, dieser Name sei hebräischer Herkunft und habe in die deutsche Sprache so wenig Eingang gefunden, daß er keinesfalls als deutscher Vorname anzusehen sei. Der Vater bestand auf seinem Antrag und führte an, daß der Name Josua ein biblischer Name und auf Grund einer langen Tradition in seiner Familie üblich sei.

Der Rechtsstreit ging mit wechselndem Erfolg durch alle Instanzen, bis als letzte das Kammergericht (1b Wx 88/38) in Billigung der Auffassung des Standesbeamten den eingangs erwähnten Grundsatz aufstellte. In der interessanten Begründung heißt es u. a., die Befugnis, den Vornamen eines Kindes zu bestimmen, sei ein Ausfluß der elterlichen Gewalt und stehe deshalb in erster Linie dem Vater zu. Die Frage, welche Vornamen einem deutschen Kinde beigelegt werden können, gehöre dem Gebiet des öffentlichen Rechts an. Eine gesetzliche Regelung sei bisher nicht erfolgt. Bei der Auswahl der Vornamen sei als oberste Richtlinie zu beachten, daß einem deutschen Kinde auch ein deutscher Vorname gebühre, das heißt eine Name, der seinen Ursprung in der deutschen Geschichte, Sage oder Überlieferung hat und im Volke auch als deutsch empfunden werde.

Das gelte zum Beispiel von Namen wie Siegfried, Dietrich, Otto, Heinrich, Gudrun, Gertrud. In Betracht kämen ferner Namen, die zwar aus einer fremden Sprache und einem fremden Geschichts- und Gedankenkreis stammten, sich jedoch im Laufe einer langen Entwicklung so in das deutsche Sprachgefühl eingeführt haben, daß sie als deutsch gelten und im Volke nicht mehr oder kaum noch als fremd empfunden würden. Hierher gehörten Vornamen wie Alexander, Julius, Viktor, Rose, Agathe. Insbesondere gelte dies von Namen christlicher Herkunft, das heißt Namen von Personen, die zu der Person des Stifters der christlichen Religion eine unmittelbare persönliche Beziehung gehabt haben und im Neuen Testament genannt werden. Es handele sich hierbei um Namen meist hebräischen Ursprungs, wie Johannes, Matthäus, Matthias, Maria, Elisabeth, Martha. Diese Namen würden allgemein nicht als undeutsch empfunden. Einer besonderen Behandlung bedürften Vornamen, die im Alten Testament genannt werden, hebräischen Ursprungs sind und deren erste Träger mit dem Christentum in keiner oder nur entfernter Beziehung stehen. Auch hier würden einzelne Vornamen jetzt nicht mehr als undeutsch empfunden, zum Beispiel Eva und Ruth. Anders zu beurteilen seien aber Namen mit ganz besonderem jüdischen Klang, die in den deutschen Sprachschatz nicht eingegangen sind, zum Beispiel Abraham, Israel, Samuel, Salomon, Judith, Esther, obgleich es früher in gewissen Gegenden üblich war, solche Vornamen zu geben. Auch Josua sei ein typisch jüdischer Vorname, wie sie schlechterdings für deutsche Kinder abzulehnen seien. Familientraditionen, die dem entgegenständen, müßten aufgegeben werden. Wichtiger sei, daß nicht etwa ein deutscher Knabe, der heute einen jüdischen Vornamen bekommt, später deshalb in Schule und Jugendorganisation Unannehmlichkeiten hat, weil er verspottet wird."

Inzwischen ist ein Gesetz erlassen worden, das die Verwendung deutscher und eingedeutschter Vornamen für deutsche Kinder regelt und den Juden die Führung deutscher Vornamen verbietet. Wir begrüßen dieses Gesetz deshalb besonders, weil wir in der Zeitschrift „Germanien" wiederholt entsprechende Forderungen erhoben haben.

Jüdische Tarnung im Ostgotenreich. Der älteste Beleg für die in späterer Zeit so beliebte Tarnung der Juden mit germanischen Namen führt uns in das Ostgotenreich in Italien. Es ist ja bekannt, daß in Italien durch die großzügige und weise Regierung Theoderichs eine neue Blüte anbrach, die nicht zuletzt dem Handel zugute kam. Unter den letzten römischen Herrschern war das Land gegenüber Byzanz immer stärker zurückgetreten, dafür aber die Steuerschraube immer stärker angezogen worden, so daß die Verelendung weiter Schichten große Fortschritte machte. Das änderte sich unter der gotischen Herrschaft gründlich. Unter den Nutznießern des Aufschwunges, die sich auch sonst mancherlei Vorteile zu erringen verstanden, befanden sich vor allem auch die handeltreibenden Juden. Und um zu zeigen, wie sehr er sich als „Gote" fühlte, nannte ein Gote seinen Sohn „Sigismund"! Vielleicht wählte er sich auch selbst diesen Namen. Dies läßt sich heute nicht mehr feststellen. Sicher aber ist nur, daß sich auf dem jüdischen Friedhof in Rom aus dieser Zeit ein Grabstein fand, aus dessen Inschrift diese älteste bekannte Tarnung einwandfrei hervorgeht. (E. Diehl, Altchristliche Inschriften, Nr. 4990.)

Gilbert Trathnigg.

Karl Wehrhan ⅄

Am 31. August ist unser langjähriger Mitarbeiter, der Rektor Karl Wehrhan, im Alter von 67 Jahren in Frankfurt gestorben. Karl Wehrhan gehörte seit langem zu den Freunden germanischer Vorgeschichte und hat auf dem Gebiete der Volkskunde und der Germanenkunde uns manchen wertvollen Beitrag geliefert. Besondere Beachtung fand sein Buch über die Kinderspiele sowie seine Arbeit über den lippischen Schwerttanz.

Die Lurpfeife. Zu der Mitteilung in Heft 6, 1938 wird uns noch geschrieben: In dem Abdruck des Bastlösereims, den ich Herrn Weber vor Jahren mitgeteilt hatte, sind zwei Wörter nicht richtig wiedergegeben. Das Anfangswort der fünften Zeile lautet nicht „well" sondern „woll" (wollte) und das der siebenten Zeile nicht „heer" sondern „harr" (hatte). Der Bastlösereim wurde ferner nicht bei der Herstellung von Weidenpfeifen überhaupt, sondern nur bei der Lurpfeife hergesagt. Diese unterscheidet sich von der gewöhnlichen Weidenpfeife hauptsächlich dadurch, daß bei ihr der in das Mundstück der letzteren eingeschobene oben abgeplattete Holzpflock fehlt. Bei der Lurpfeife wird lediglich der vordere Teil der Rindenröhre etwas zusammengedrückt und an diesem zusammengedrückten Teil die obere Rinde etwas abgeschabt. Die Lurpfeife ergibt ferner keinen Pfeifton, wie die gewöhnliche Weidenpfeife, sondern einen Ton, der dem beim Blasen auf einem Kamm entstehenden ähnelt. Kürzlich ist mir noch eine andere, in dem in der Nähe von Bad Pyrmont gelegenen lippischen Orte Elbrinxen gebräuchliche oder doch gebräuchlich gewesene Fassung des Lurpfeifen-Bastlösereims bekanntgeworden, die folgendermaßen lautet: Lur, Lur, Puipa — Sapp, Sapp, Suipa — Katte läup en Berg rup — Mit en langen Meste — Sneid aff, reit aff — Olles wat' er uppe satt — Smeit in e Kiulen — Lot versiulen — Rara, rara rup, rup, rup.

R. König, Postrat a. D.

In der „Fundgrube" (Germanien, Heft 6, 1938) hat E. Weber darauf hingewiesen, daß in der Gegend um Bad Pyrmont in Kinderreimen, die beim Klopfen von Weidenpfeifen gesprochen werden, das Wort „Lurpuipen" vorkommt. Er fragt, ob das im allgemeinen für dänisch gehaltene Wort „lur" vielleicht in Deutschland altheimisch sei, und bittet um weitere Belege. Hierher gehört auch der bekannte Name „Loreley" für den großen Felsen bei St. Goar am Rhein. Das Grundwort „Ley", mhd. lei, leie, ist der Stein, der Fels, meist der Schieferfels, und erscheint in zahlreichen Namen von Weinbergsgemarkungen an Rhein, Mosel, Saar, in Flurnamen, Ortsnamen (Bullay) und Familiennamen (von der Leyen). Das Bestimmungswort „Lore" ist nicht, wie man auf Grund der Volkssage anzunehmen geneigt ist (diese hängt sich sekundär an den Namen), der Mädchenname „Lore", sondern enthält dieselbe Grundbedeutung wie „Lure". Zweifellos bedeutet es „tönen, klingen". Bedenkt man, daß der Loreleyfelsen (bei Simrock heißt er noch Lurley) ein vielfaches Echo erzeugt, so gelangen wir zu der naheliegenden Bedeutung „tönender (klingender) Fels". Sprachlich gesehen, sind „Lurpuipen" und „Loreley" in gleicher Weise zusammengesetzt; dort ist es die „tönende Pfeife", hier der „tönende Fels".

Dr. Ludwig Prints.

Jahressinnbilder als „theopore" Zeichen. Bei den Samojeden spielt das Rentier im Kult wie auch im täglichen Leben eine besondere Rolle. Sie glauben, daß zwischen Mensch und Rentier eine Seelenverwandtschaft besteht. So wird z. B. bei schwerer Krankheit ein Rentier geopfert, damit die Gottheit als Ersatz eine Seele bekommt. Auch bei der Geburt eines Kindes wird

ein Rentier entsprechenden Geschlechtes geopfert — seine Seele wird aus Dankbarkeit als Gegengabe der Mutter Erde geschickt. L. Kostikow[1] berichtet, daß der Urahne der Rentiere ein Mensch gewesen sein soll, der weibliche Tiere befruchtete. Dieser Glaube entspricht einer lappischen Legende, nach der das Rentier von einem Wesen, das halb Frau — halb Rentier war, stammt.

Es gibt Rentiere, die für heilig gehalten Rentieres wird mit dem Blut der geopferten Tiere ein Zeichen gemacht (Abb. 1), das wohl den Lebensbaum darstellt. Nach Kostokows Gewährsmännern bedeuten die sieben Zweige, daß das Rentier sieben Jahre leben soll. Zu Neujahr werden vier Tiere geopfert, mit deren Leberblut an der Körperseite des fünften Tieres männlichen Geschlechtes ein Kreis, der durch eine Linie von oben nach unten geteilt ist, gezeichnet wird (Abb. 2). Leider ist es Kostikow nicht

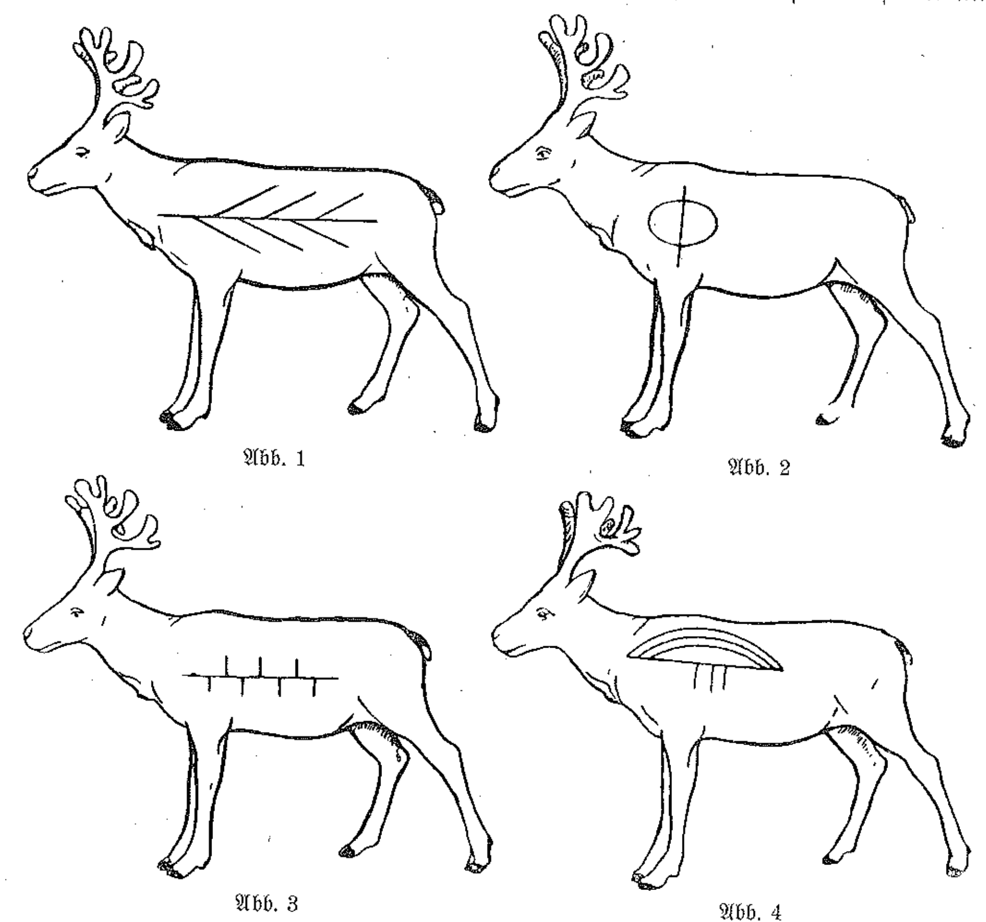

Abb. 1

Abb. 2

Abb. 3

Abb. 4

und besonders verehrt werden; sie sollen z. B. nie für Arbeitszwecke verwendet werden. Kostikow[2] berichtet von den Ergebnissen einer Reise, die bisher wenig bekannt geworden sind.

Zweimal im Jahre — im Herbst und Frühling — wird dem Beschützer der Rentiere geopfert. An der Seite eines heiligen

gelungen, die Deutung dieses Zeichens, die die Samojeden selbst geben, zu erhalten. Sicherlich ist es ein Zeichen der Jahreswende.

Der Sonne sind ebenfalls bestimmte Tiere gewidmet, die an der Stirn einen weißen, möglichst runden Fleck tragen. Die Opfer an die Sonne finden im Januar (nach Anmerkung der Schriftleitung der „Etnografia" im März) statt, wenn die Sonne zum erstenmal nach der Polarnacht am Horizont erscheint. Nach dem Glauben der Samojeden befand sich die Sonne vorher im Totenreich. Bei ihrem Auferstehen soll ihr ein Rentier geopfert und mit Blut bestrichen werden, — in Form einer Linie, von der sieben Striche abzweigen (Abb. 3), sieben „Lichtfaden" (Jale-ine).

[1] L. Kostikow, „Göttliche Rentiere im religiösen Glauben der Hasovo (Samojeden)". Etnografia 1930. Band IX und X. (Moskau.) S. 115—132.

[2] Ebenda.

Die Gottheit der Samojeden — Num — muß sicherlich als ihre einzige Gottheit betrachtet werden. M. A. Castrén[1] berichtet, daß „Num" auch den Himmel bezeichnet; Sonne und Sterne sind sein Teil. Ebenso bedeutet die Erde und die ganze Natur „Num". Er ist Herrscher und Schöpfer der Welt, er sieht und weiß alles. Archimandrit Benjamin[2] erklärt aus dem Beinamen Nums — ilevbarte = Leben gebender: ileiz, ileve = Leben; bartspendender. Dem Num ist ebenfalls ein Rentier gewidmet; nach Kostikows Meinung stellt das Zeichen einen Regenbogen dar (Abb. 4).

Nach dem Opfer, das gewöhnlich an höhergelegenen Stellen gebracht wird, soll das Fleisch des Tieres gleich dort gegessen werden, und zwar in rohem Zustand. Diese Opferfeiern sind Sippenfeste, an denen nur Männer teilnehmen dürfen, da die Frauen ja ursprünglich zu einer anderen Sippe gehörten. Die Frauen dürfen nur von den Beinen der Rentiere essen, von dem Kopf des Tieres nur die ältesten Männer der Sippe.

Vielen anderen Naturkräften, wie Wasser, Feuer usw., werden ebenfalls Rentiere geopfert. Yrjö v. Grönhagen.

[1] M. A. Castrén, „Nordische Reisen und Forschungen". I. (Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—1844.) S. 198. St. Petersburg 1853.

[2] „Etnografitseskij Sbornik Russkago geografitseskago obstsestva. Band IV. 1858. Samojedy mesanskije. S. 56.

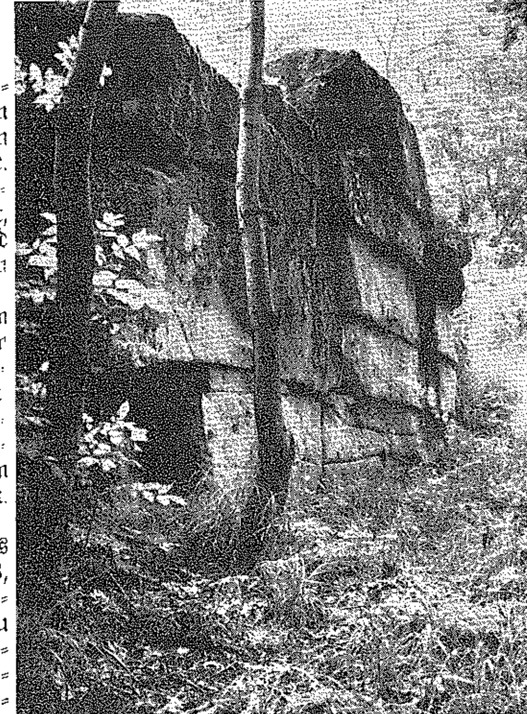


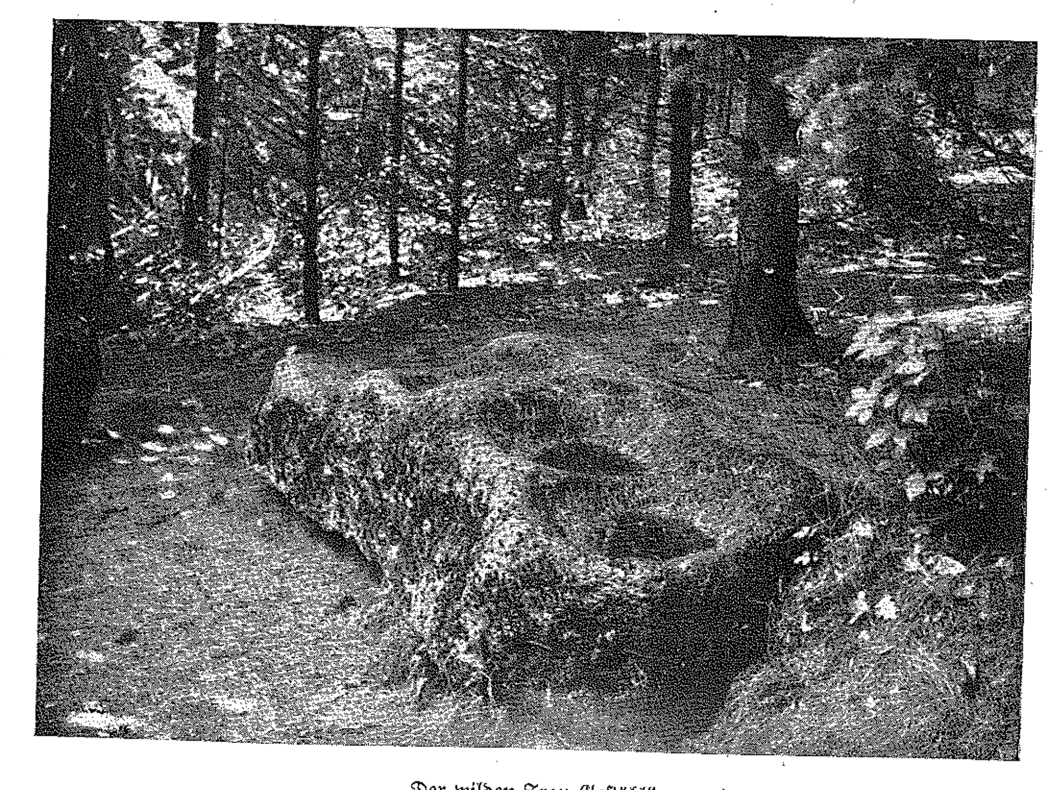
Von der „Wilden Frau" und ihrem „Gestühl"

Nur wenige hundert Meter vom Südausgang des freundlichen Ortes Birstein (Vogelsberg) entfernt, erhebt sich in einem Walde ein wahrhaft zyklopisches Gemäuer. Riesige, rohbearbeitete Blöcke, ohne jegliches Bindemittel aufeinandergetürmt, moosübergrünt, vogelliedumsungen und dann und wann von wilden Bubenspielen umtobt: das ist „Die wilde Frau"!

Keine Chronik, keine Urkunde, die sie in Beziehung brächte zu irgendeinem Geschehen irgendeiner Zeit, oder die sie auch nur erwähnte! So ganz und gar ist sie vergessen. Ihr Grundriß, soweit man von einem solchen sprechen kann, verrät keinen Zweckgedanken, weder an eine Burg noch an einen anderen von Mauern umschlossenen Bau. Sie war also wohl eine Kultstätte.

Ebenfalls in einem Walde, unweit eines uralten, heute kaum noch benutzten Weges, der von Leidhecken nach Dauernheim (Wetterau) führt, finden wir der „Wilden Frau Gestühl". Dort liegt in der grünen Dämmerung eines Fichtenbestandes neben anderem ungefügen Gestein ein großer, länglicher Block aus porösem Basalt, der drei runde Vertiefungen aufweist, die auf den ersten Blick an drei Sitze denken lassen.


„Die wilde Frau" bei Birstein
Aufn.: Karl Gaede, Frankfurt a. M., Rotlindstr. 13



„Der wilden Frau Gestühl"

Aufn.: Karl Gaede, Frankfurt a. M., Rotlindstr. 13

Vielleicht haben wir es aber mit einem Opferstein zu tun, und die drei Vertiefungen sind vielleicht Schalen zum Auffangen des Blutes der Opfertiere gewesen.

Daneben deutet Verschiedenes darauf hin, daß diese Kultstätte gleichzeitig Ding- und Gerichtsstätte gewesen sein muß. Der „steinerne Tisch" im nahen Bingenheim, an dem im Mittelalter jahrhundertelang das öffentliche Gericht (Freigericht) tagte, stammt, wie ein alter Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts berichtet (Winkelmann), vom „Gestühl der wilden Frau" auf dem Hohenberge. An drei Freitagen, nämlich „nach den Heiligen Drei Königen, nach Christi Himmelfahrt und nach Remigius", trat das erwähnte Gericht zusammen, wobei alle in der „fuldischen Mark" Begüterten sich einfinden mußten. Hieraus darf man schließen, daß dieses Gericht, wohl unter dem Einfluß der Beisitzer geistlichen Standes, erst später unter Mitnahme des „steinernen Tisches" nach Bingenheim verlegt wurde und ursprünglich bei der „Wilden Frau Gestühl" auf dem Hohenberge getagt hat. Mit der fortschreitenden Christianisierung des Gebietes und der Verlegung des Gerichtes geriet dann die Kultstätte in Vergessenheit. Aber die „Freitage" weisen vielleicht noch auf die Frigga hin, aus der dann die „wilde Frau" geworden sein mag.

Aber in der Sage lebt noch eine dunkle Erinnerung an diese Dinge fort. Darnach hätte vor langen, langen Jahren an jenem Orte eine wilde Frau mit ihrem Mann und Kind gehaust. Diese wilden, in Felle gekleideten Menschen wären der Schrecken der Gegend gewesen. Als dann der Mann und das Kind gestorben waren, habe man die wilde Frau in Dauernheim eingefangen. Noch heute, besonders in der Mittagsschwüle sommerlicher Tage, sollen dort drei weißgekleidete Gestalten umgehen.

Man spürt deutlich, daß Mann und Kind nur erfunden worden sind, um die Dreizahl der „Sitze" im Gestühl zu erklären. Aber die gefangene Frau, das ist der Tatsachenkern, der aus diesen späteren Zusätzen hervorleuchtet: handelt es sich um einen letzten Nachklang aus jener Zeit, da die letzte „weise Frau", die für Frigga an diesem Steine waltete, gefangen wurde?

Karl Gaede, Frankfurt a. M.

Die Bücherwaage

Hanna Meine, **Germanische Symbole und deutsche Volkskunstmuster, neugestaltet in Kreuzstich.** — Vorwort von Dr. Auguste Reber-Gruber. — Beyers Handarbeitsbücher Nr. 379. Beyer-Verlag, Leipzig-Berlin, 20 Seiten, 105 Abbildungen, 1 Arbeitsbogen.

Das unübertreffliche Formengut unserer bäuerlichen Stickereien wird hier inhaltlich durch und durch falsch dargestellt und in wohl kaum zu übertreffender Weise verkitscht. Obwohl die Verfasserin aus ihrer Hannoverschen Heimat herrlichste Vorlagen kennen dürfte, bezeichnet sie diese nur als „reiche, dekorative Formen", die „mit wahrer Begeisterung" zu „Phantasiegebilden umgeformt werden können". Das Ergebnis dieser Umformung oder „Neugestaltung" sind aber leider die Muster eines Schreibtischkonstrukteurs, der einmal „in Primitiv" gemacht hat. Dieses Handarbeitsheft, das die „Gesinnung der Vergangenheit im Gegenwärtigen wieder erstehen lassen" will, kann nur verwirrend wirken und muß die Ablehnung von Menschen mit ausgeprägtem Formengefühl herausfordern.

Siegfried Lehmann.

Der deutsche Volkscharakter. **Eine Wesenskunde der deutschen Stämme und Volksschläge.** Herausgegeben von Martin Wähler. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Sachkenner der volkskundlichen Forschung haben in diesem umfangreichen Buche Einzeldarstellungen zu einem Gesamtbild des deutschen Volkstums zusammengefügt, das man, im ganzen gesehen, als sehr eindringlich und als wissenschaftlich gründlich, wie auch als lebensnah bezeichnen muß. Bei der Einteilung hat man sich im allgemeinen nicht an sogenannte Altstämme gehalten, sondern andere Begrenzungen gewählt; wie zum Beispiel die Niedersachsen und die Westfalen, die Schleswig-Holsteiner und die Hamburger mit den Pommern, Mecklenburgern und Friesen zusammen unter dem Oberbegriff der Niederdeutschen gesondert dargestellt werden. Ob es berechtigt ist, die Hamburger, die Berliner, die Münchner und die Wiener als ausgesprochene Großstadtbewohner gewissermaßen zu besonderen Stämmen zu machen, muß ich allerdings für fraglich halten. Auch ist es nicht unbedenklich, wenn man bei einer Schilderung der Rheinländer die heutige preußische Rheinprovinz zugrunde legt, die sich ja keineswegs mit einem wirklichen Stammesgebiete deckt. Umstritten ist endlich die Frage, ob eine grundsätzliche Trennung von Schwaben und Alemannen berechtigt ist; wenn man sie heute auf Grund einer ausgeprägten Sprachgrenze vornimmt, so darf man diese doch nicht zugleich als eine unbedingte Stammesgrenze ansehen. Der heutige Name Alemannen ist ja nur die künstliche Wiedererweckung des alten (vorwiegend in lateinischer Sprache angewandten) Namens für den gesamten Stamm.

Aber diese Fragen beeinträchtigen nicht den Wert der Darstellung, die sich glücklicherweise nicht auf die Grenzen des bisherigen Reiches beschränkt, sondern auch die Deutschen im ehemaligen Österreich, in Siebenbürgen, im Baltenland und in den Karpathen mit behandelt. Alles in allem ist das Buch eine wertvolle Darstellung des deutschen Volkstums, das seit einem halben Jahr nun auch zum großen Teil in einem gemeinsamen Reich zusammengefaßt ist.

Plaßmann.

D. P. Capper, **Wikingerfahrt nach Westen.** Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Helga Reuschel. Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Das vorliegende Buch gibt einen ausgezeichneten Überblick, der durchwegs aus den Quellen erarbeitet ist, über das Wesen des Wikingertums, seine Geschichte, seine Gesittung und seine Taten. Erfreulicherweise sind gerade die sonst weniger herangezogenen Quellen aus England selbst stark benützt; allerdings bedeutet dies auch, daß England selbst im Vordergrund steht und die davon mehr abliegenden Wikingerfahrten etwas zu stark vernachlässigt werden. Doch ist daraus dem Verfasser kein Vorwurf zu machen, da er selbst die englische Ausgabe des Buches „die Wikinger von England" nannte. Die Darstellung selbst ist durchwegs wissenschaftlich einwandfrei und fesselnd und flüssig geschrieben.

In einzelnen Punkten über das Wesen und die Gesittung der Wikinger können wir freilich nicht voll zustimmen. Hier steht der Verf. noch auf einem Standpunkt, wie er bei uns in der liberalen Wissenschaft üblich war. So fehlt etwa die richtige Beurteilung des Verhältnisses von Volksgemeinschaft und Eigenpersönlichkeit. Das Demokratische und Individualistische wird zu ungunsten der anderen Züge zu stark betont, der Führergedanke fast überhaupt vernachlässigt. Auch die Darstellung der Berserker, die auf einer halben Seite ab-

getan werden, kann nicht befriedigen. Sie als „toll im eigentlichen Sinne, mit manischen Neigungen“ zu bezeichnen, ist ein Standpunkt, der als längst überwunden gelten darf. Auch die Schilderung von Glaube und Kult der Wikinger ist nicht recht gelungen. Dabei stören mangelhafte und anfechtbare Stellen zu stark! Trotzdem ist aber das vorliegende Buch, dessen besonderer Wert in den geschichtlichen Teilen liegt, zu begrüßen, zeigt es doch, wie deutsche und englische Wissenschaft weithin zur gleichen Beurteilung und Erkenntnis des Germanentums gekommen sind, obwohl sich die weltanschauliche Grundhaltung bei beiden Völkern nicht deckt. Daraus sind auch einzelne angeführte Punkte sowie einige weitere kleine, die uns gleichfalls stören, zu erklären.

Gilbert Trathnigg.

Volkskundliche Ernte. Hugo Hepding dargebracht am 7. September 1938 von seinen Freunden. Herausgegeben von Alfred Götze und Georg Koch. Gießner Beiträge zur deutschen Philologie. Bd. 60. Von Münchowsche Universitäts-Druckerei Otto Kindt G. m. b. H. in Gießen. Gießen 1938. 273 Seiten. 8,— RM.

Die vorliegende Festschrift enthält nebst einem Verzeichnis der Schriften von Hugo Hepding hauptsächlich volkskundliche Beiträge, die, keineswegs auf Hessen beschränkt, wertvolle Neuergebnisse und Anregungen bieten. Leider würde es zu weit führen auch nur alle Mitarbeiter und ihre Beiträge zu nennen, geschweige auf alle 25 Aufsätze näher einzugehen. Von den sprachlichen Arbeiten sei vor allem auf L. Berthold, sprachliche Niederschläge absinkenden Hexenglaubens und A. Götze, Der Name Hepding, verwiesen. Aus der reichen Fülle volkskundlicher Arbeiten hebe ich K. Helm, Notfeuer, O. Lauffer, Die Hexe als Zaunreiterin, H. Marzell, Segen und Zauberformeln aus einem österreichischen Roßarzneibuch des 16. Jahrhunderts, F. Mößinger, Vom Weihnachtsbaum im Hessischen, W. Stammler, Atzmann und Stroh, Das Lied der hessischen Landgänger hervor. Trotz des knappen Raumes, der den einzelnen Mitarbeitern zur Verfügung stand, zeigen alle Beiträge — auch die nichtgenannten — abgerundete Darstellungen, die durchwegs neues Quellenmaterial vorlegen und je nach dem gewählten Stoff schöne Neuergebnisse oder wertvolle Hinweise bieten.

Gilbert Trathnigg.

Zeitschriftenschau

Archiv für Religionswissenschaft, 35. Band, Heft 1/2 1938, W. H. Vogt, **Religiöse Bindungen im Spätgermanentum.** Vogts Untersuchung gilt den Bindungen und Spannungen im spätgermanischen Heidentum vor der Bekehrung. Er glaubt im germanischen Herrentum eine religionsferne Haltung erkennen zu können. Ferner hätten die religiösen Bindungen Sittlichkeit und Recht nicht umfaßt. Die Götter des Friedens und der Fruchtbarkeit treten zurück hinter dem Gott des Schauders, Wodan-Odin. „In der Spätzeit scheint das frohe Erlebnis der Götter erheblich an Bedeutung für das Lebensgefühl verloren zu haben. ... Alte religiöse Bindungen wurden unmöglich, neue errungen oder möglich: Die Persönlichkeit wurde frei von Göttern und Geschehensbestimmtheit und fähig, den übergroßen Gott mit unerhörter Wucht zu erleben.“ Nincks und Höflers Untersuchungen führen zu einer anderen Sicht; jedenfalls aber wird sich die Forschung mit Vogts kenntnisreicher Untersuchung auseinanderzusetzen haben. / P. Goeßler, **Germanisch-Christliches in Kirchen und Friedhöfen Südwestdeutschlands.** Die Untersuchung des Verfassers gilt dem „verwickelten Gesamtproblem des Verhältnisses des Germanischen und Christlichen, wie es sich vor allem in Kirchen und Friedhöfen des frühen Mittelalters zeigt“, und zwar auf Grund südwestdeutschen Überlieferungsgutes. Er behandelt vor allem die Bilder der Klosterkirche Alpirsbach, der Peter und Paul-Kirche in Hirsau und der Spitalkirche in Tübingen, auf deren Bedeutung für das zur Rede stehende Problem zuerst Jung und Eugen Weiß aufmerksam machten. Dem belesenen, sehr vorsichtig urteilenden Verfasser sind die Arbeiten, die unsere Zeitschrift über die von ihm behandelten Bildwerke veröffentlichte, entgangen. / Georg Graber, **Das Schwert auf dem Brautlager.** „Zu den schönsten Ergebnissen der vergleichenden Religionsgeschichte gehört wohl die Erkenntnis, daß der Ursprung mancher Bräuche letzten Endes in einer kultisch begründeten Notwendigkeit

der Dinge wurzelt. Erst in einer späteren Zeit, die die Grundbedingungen ihrer eigenen Kultur nicht mehr kennt und daher nicht mehr richtig zu beurteilen vermag, werden gewisse Handlungen, die einst aus dem Kult entsprungen waren, in der einen oder anderen Richtung menschlicher Empfindungen entweder poetisch, mythisch oder ethisch gedeutet.“ Auch der aus der germanischen Sage bekannte Brauch, ein Schwert auf das Brautlager zu legen, ist ein Beispiel hierfür. Er wurde später nicht mehr verstanden, entstammt aber altem Kultbrauch, wie Graber anhand eines breiten Belegmaterials zeigen kann. / **Westfalen,** Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde, 23. Band, Heft 1 1938, J. O. Plaßmann, **Lambertus-Feier, Lambertus-Pyramide und Lambertus-Lied.** Über die Lambertusfeier im Münsterland ist bereits viel geschrieben worden, trotzdem vermag Plaßmann grundsätzlich Neues beizubringen. Aus seiner schönen Untersuchung sei als für den Volkskundler besonders wichtig folgendes hervorgehoben. Im Mittelpunkt der Feier steht die „Pyramide“, ein dreiseitiges, mit Grün geschmücktes und mit bunten Lampions behängtes Gestell, das umtanzt wird. Diese Lambertus-Pyramide hat ihre nächste Entsprechung in den Weihnachtspyramiden; sie trug ursprünglich nicht Papierlaternen, sondern Öllämpchen. Plaßmann gelingt es nun, diese mit Lichtern versehene Pyramide in Münster im 16. Jahrhundert zu belegen. Kerssenbrock erwähnt sie bei der Beschreibung der Münsterschen Fasnachtsbräuche. Dieser Beleg ist deshalb so wichtig, weil es die älteste Urkunde für ein in unserem Brauchtum sehr wichtiges Kultgestell ist und bereits in ihr die von der bisherigen Forschung als nicht ursprünglich aufgefaßte Verbindung von Immergrün und Licht bezeugt ist. Die weiteren Ausführungen Plaßmanns beziehen sich auf das altertümliche Lambertuslied, das deutliche Beziehungen zur Jahreslaufsymbolik hat. — **Zeitschrift für Rechtswissenschaft, Germanische Abteilung 58, Heft 1, 1938.** / Herbert Meyer, **Menschengestaltige Ahnenpfähle aus germanischer und indogermanischer Frühzeit.** H. Meyer geht von der alten Holzfigur aus, die im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte unter den slawischen Altertümern als „Pfahlgötze oder Roland von Friesack“ eingeordnet ist. Gefunden wurde sie 1875 vom Wassermüller in Alt-Friesack (Mark) im Wiesenmoor in horizontaler Lage. Die bisherige Annahme, die Holzfigur sei slawisch und stelle einen „Götzen“ dar, beruht lediglich auf Vermutungen. Herbert Meyer zeigt, daß die nächsten Verwandten dieser Holzfigur (schwedische Felsbilder, Steinfiguren aus Württemberg — Holzgerlingen und Wildberg — sowie englische Holzfiguren) vielmehr auf germanische Herkunft führen. Die endgültige Klärung der Frage kann erst die pollenanalytische Untersuchung bringen, durch die die zeitliche Einordnung der Holzfigur möglich sein wird. Sollte die Figur doch in die slawische Zeit gehören, so ist aber auch dann germanischer Einfluß in der Gestaltung anzunehmen. Nach Meyer handelt es sich nicht um ein Götzenbild, sondern vielmehr um einen Ahnenpfahl, wie er ursprünglich auf jedem Grabhügel stand. Diesen Grabpfählen gab man teilweise menschliche Gestalt (Kopf); das Holzbild von Friesack könnte allerdings auch ein Kultbild sein, das nicht auf einem Grabhügel stand, sondern bei kultischen Umzügen verwandt wurde. / **Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur,** 61. Band, Heft 3, 1937. **Th. Frings, Siegfried, Xanten, Niederland.** Neuere Untersuchungen zur germanischen Heldensage (H. Schneider) weisen darauf hin, daß der Xantener Dom dem hl. Victor geweiht ist, der in der Legende als Drachentöter erscheint, und ferner (J. R. Dieterich), daß das Xantener Victor-Stift in Guntersblum bei Worms begütert war. Auf beide Tatsachen hat bereits 1858, wie Frings zeigt, Ph. Heber in seinem Buch „Die vorkarolingischen christlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit, nebst einem Anhang über Siegfried den Drachentöter“ hingewiesen. „Der hl. Victor von Guntersheim ist von dem Xantener Victor herzuleiten. Die Pfarrkirche in Guntersheim ist vermutlich vom Stift Xanten auf seinen dortigen Gütern gegründet worden (Annalen des Hist. Vereins für den Niederrhein, 1, 1855, S. 105)“. 1928 hat Vollmer (Annalen, 113, S. 1 ff.) neues Material über die Beziehungen Xanten—Worms beigebracht. Über dem Torbogen der Michaels-Kapelle in Xanten steht eine romanische Sandsteinskulptur aus der Zeit um 1000, die den drachentötenden heiligen Victor darstellt. Frings meint daher, „daß seit 1000 Siegfried auf Grund des Victor-Kultes und der Darstellung eines Drachenkämpfers in Xanten beheimatet werden konnte“. / **Zeitschrift für Volkskunde,** Neue Folge, Band 9, 1938, Heft 1 und 2. Mit dem neuen Jahrgang wird die bekannte Zeitschrift von Heinrich Harmjanz und Gunther Ibsen herausgegeben und erhält eine neue Ausrichtung. / Johannes Bolte, **Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts.** Aus diesem letzten Teil der umfangreichen Arbeit des inzwischen verstorbenen berühmten deut-

schen Volkskundlers, der aus dem Nachlaß stammt, ist hervorzuheben der Abschnitt über den Baum der Liebe. Im Zusammenhang mit der Geschichte der volkstümlichen Kultbäume ist besonders wichtig der Glücksbaum (arboro de frutti della Fortuna), den ein italienischer Holzschnitt des 16. Jahrhunderts darstellt (Abb. 4, S. 18). „Fortuna mit verbundenen Augen auf der Spitze eines Baumes stehend verteilt mit einem langen Stabe die an diesem hängenden (leider undeutlichen) Gaben, wie Laute, Krone, Schaufel, Spielkarten an die unten sich drängende Menge." / Heinrich Harmjanz, Polnische Volkskunde. Harmjanz gibt eine, ein umfangreiches Material verarbeitende Darstellung der Geschichte der polnischen Volkskunde und führt zugleich in ihren heutigen Stand ein. Die polnische volkskundliche Forschung steht auf beachtlicher Höhe und es ist — wie Harmjanz mit Recht hervorhebt — sehr bedauerlich, daß ihre reichen Ergebnisse in Deutschland kaum bekannt sind. Die polnische Volkskunde wurde angeregt durch Herder und die deutsche Romantik und auch die jüngste polnische volkskundliche Forschung steht stark unter deutschem Einfluß. Da die wenigsten deutschen Forscher die polnische Sprache beherrschen, ist zu wünschen, daß die wichtigsten polnischen volkskundlichen Arbeiten, sowohl die neueren zusammenfassenden Werke wie die unentbehrlichen älteren umfangreichen Quellensammlungen ins Deutsche übersetzt werden. Von den neueren polnischen volkskundlichen Veröffentlichungen verdient, wie Harmjanz (S. 24, Anm. 1) hervorhebt, besonders das Buch „Kultura ludowa" von Bystron übersetzt zu werden. Auf den Inhalt der wichtigen Arbeit von Harmjanz kann hier nicht weiter eingegangen werden. Jeder deutsche Volkskundler sollte sie lesen. „Eine Kenntnis der deutsch-polnischen Nachbarschaft in volkskundlicher Hinsicht ist mehr als notwendig; diese Kenntnis wird für das gegenseitige Verständnis der Völker dienlich und für die deutsche wissenschaftliche Arbeit wertvoll sein." / Gunther Ibsen, **Das deutsche Altertum, Jakob Grimm und sein Werk.** Die Leistung der Grimmschen Altertumskunde ist die Erschließung des deutschen Altertums. Das bedeutet den Widerspruch gegen ein entfremdetes und falsches Bewußtsein und war ein entscheidender Vorstoß zur deutschen Selbstbesinnung und Selbstfindung: „Rückbesinnung auf den eigentümlichen Rang des Grimmschen Werkes ist unsere Aufgabe und Absicht." / Erich Röhr, **Das Schrifttum über den Atlas der deutschen Volkskunde.** Der große „Atlas der deutschen Volkskunde" ist für jeden Volkskundler unentbehrlich. Jeder der mit ihm arbeitet, muß Röhrs Darlegungen lesen. / Im zweiten Heft wird Harmjanz' Abhandlung über die polnische Volkskunde zu Ende geführt. Bruno Schier, **Der Bienenstand in Mitteleuropa,** gibt eine Einführung in die Frage 194 des „Atlas der deutschen Volkskunde". Bemerkenswert sind die engen Übereinstimmungen, die sich zwischen Überlieferungen der Alpenländer und Schwedens ergeben. / Leopold Schmidt, **Karl Ehrenbert Freiherr von Moll und seine Freunde,** ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Volkskunde. Die Verdienste des Freiherrn von Moll und seiner Freunde für die deutsche Volkskunde sind bisher fast völlig übersehen worden. Schmidt hat das Verdienst, in seiner materialreichen Arbeit ein bisher unbekanntes Kapitel der Geschichte der deutschen Volkskunde geschrieben zu haben. / **Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 12. Jahrgang, 1938, Heft 1. Aus dem reichen Inhalt des neuen Heftes ist besonders hervorzuheben die umfangreiche, 40 Seiten umfassende Arbeit von Eugen Fehrle über **„Deutsche Fasnacht am Oberrhein".** Fehrle untersucht auch aufs neue die Herkunft der Namen Karneval und Fasnacht. Obwohl der Schiffswagen auf altem Brauch beruht, ist der Name Karneval nicht von carrus navalis herzuleiten. Wagen heißt lateinisch currus; Karrus dagegen „ist ein keltisches Wort, das um die Zeitenwende ins Lateinische übernommen wurde". Es ist nicht anzunehmen, daß der kultische Festwagen als Karren bezeichnet wurde. Die Geschichte der Worte Fasnacht, Faselnacht, Fastnacht usw. bedarf, wie Fehrle hervorhebt, einer genauen Untersuchung. Nach Stumpfls Darlegungen sind die neuen, die Fehrle bietet, die ausführlichsten und wichtigsten. Fehrle kommt zu dem Ergebnis, daß Fasnacht ursprünglich nichts mit Fasten zu tun hatte und „daß es sich bei der Schreibart Fastnacht um eine spätere von der Kirche bestimmte Form" handelt. Fehrle führt das Wort Fasnacht wie Stumpfl auf den alten Stamm fas- „Zeugung, Wachstum", fasen „zeugen, fruchten, gedeihen" zurück.

O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. D. A. 3. Vj.: 12300. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 | November | Heft 11

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Volkstum oder Chauvinismus?

Die vom Führer des deutschen Volkes mit starker und sicherer Hand herbeigeführte Regelung der Sudetenfrage hat Europa an einen Wendepunkt geführt, an dem nicht nur die Frage Krieg oder Frieden zur Entscheidung stand, sondern das künftige Geschick Europas in noch höherem Sinne. Wer Sinn für geschichtliches Denken hat, der wird in den Tagen der drohenden Kriegsgefahr auch von der Erinnerung bedrückt worden sein, daß es einst Prag gewesen ist, wo sich der Dreißigjährige Krieg entzündet hat; daß Böhmen neben Flandern das Land mit den meisten Schlachtfeldern Europas ist. Seit vierhundert Jahren ist Böhmen das Land schwelender völkischer Gegensätze; seitdem die Markomannen es geräumt haben, ist diese natürliche Bergfestung im Herzen Europas ein Herd unruhiger Bewegungen und verhängnisvoller Ausstrahlungen gewesen.

Das war freilich nicht immer so. Der Eintritt der Völker Böhmens in die Geschichte ist gleichbedeutend mit ihrem Eintritt in die deutsche Geschichte, und es hat niemals anders sein können. Schon in der Zeit Heinrichs I. war Böhmen vor die Frage gestellt, mit dem Reiche der Deutschen zusammen einen Block und eine fast uneinnehmbare Feste gegen die Steppenvölker des Ostens zu bilden, oder ein Brückenkopf dieser Ostvölker gegen das germanische und europäische Land der Mitte zu sein. Die tapfersten und klügsten Böhmenfürsten haben sich immer für das erstere entschieden; aber eine starke Gegnerschaft hat zu allen Zeiten mit der zweiten Möglichkeit gespielt — von den Tagen des Boleslaw bis in unsere Zeit hinein. Ein falscher Geschichtsmythos hat dabei schon früh hineingespielt; ein Geschichtsmythos, den Konrad Henlein in seiner Karlsbader Rede angegriffen und widerlegt hat. Es war die Lehre, daß Böhmen ein ursprünglich tschechisches Land sei, das nur in den Randgebieten einer künstlichen Germanisierung zum Opfer gefallen sei. Dieser Geschichtsmythos ist längst durch die wissenschaftlich festgestellten Tatsachen widerlegt worden. In Wirklichkeit ist Böhmen, und zum größten Teile auch Mähren, ein Land, in das sich zwei Völker in zwei entgegengesetzten Siedlungsrichtungen geteilt haben. Erst eine spätere Zeit mit späterer Ideologie hat in diese Naturgegeben-